This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DD
61
L4

hes' Bildungsbücherei

UC-NRLF
$B 288 982

Justus Leo

Das Werden des deutschen Nationalbewußtseins

von der Urzeit bis zur Glaubensspaltung

YB 25277

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart

GIFT OF
EVGENE MEYER, JR.

Das Werden des deutschen Nationalbewußtseins

von der Urzeit bis zur Glaubensspaltung

Von

Dr. phil. Justus Leo

UNIV. OF CALIFORNIA

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1921

R. M. R.

DD61
L4

Eugenie Meyer, Jr.

Gesetzliche Schutzformel
gegen Nachdruck und Übersetzung in den Vereinigten Staaten:
Copyright 1921 by Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes, vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

Seite

I. Das natürliche Nationalbewußtsein 5

II. Das Stammesbewußtsein 10

III. Die Idee des Weltkaisertums 19

IV. Das Bewußtwerden der Volkseinheit 25

V. Das ritterliche Nationalgefühl 33

VI. Die „teutsche Nation" 41

VII. Überblick über die weitere Entwicklung des Nationalbewußtseins 48

Stoffe zu Besprechungen und Aufgaben 60

Quellen- und Literaturangaben 64

786963

UNIV. OF CALIFORNIA

I.

Das natürliche Nationalbewußtsein

Griechische und römische Schriftsteller des 1. Jahrhunderts vor und nach Beginn unserer Zeitrechnung sind es, denen wir die frühesten Nachrichten über unser Volk — unsere Vorfahren, die Germanen — verdanken. Auf sie sind wir also auch angewiesen, wenn wir feststellen wollen, wann zuerst in unserer Geschichte nationales Gefühl sich zu regen beginnt.

Gab es überhaupt in der Urzeit eine gemeinsame Gesinnung, die diese Bezeichnung verdient? Waren die Germanen trotz der großen Zahl von Völkerschaften, in die sie zerfielen, sich der nationalen Zusammengehörigkeit aller dieser Stämme irgendwie bewußt?

Den fremden Beobachtern erschienen die Germanen zweifellos als eine Einheit. Das ist leicht verständlich. Sie sahen eben die körperliche Übereinstimmung, die Rassegleichheit bei allen Einzelvölkerschaften, mit denen sie in Berührung kamen, den hohen Wuchs, die helle Farbe von Haar und Augen. Das ist aus den Quellen deutlich ersichtlich. Wie z. B. Cäsar von der „ungeheuren Größe" der Sueven zu berichten weiß, so Livius von der der Bastarnen, Tacitus und Ammianus Marcellinus von der der Bataver bzw. Alamannen. Und ebenso übereinstimmend werden von den antiken Gewährsmännern die weiße Haut, die blauen Augen, das rotblonde Haupthaar der verschiedenen Germanenstämme als Zeugnisse völkischer Einheit hervorgehoben. Überdies mußte der gemeinsame Gegensatz der naturfrischen Jugendlichkeit der Germanen zu der eigenen Überkultur jene römische Vorstellung vom Germanentum als einer Einheit begünstigen. So waren es denn auch Fremde

— die Römer oder, nach der Meinung anderer Forscher, die Kelten —, welche den nördlich der Alpen bis zum Meere wohnenden Stämmen den Gesamtnamen „Germanen" gaben. Diese selber kannten sich nicht unter einem solchen.

Ist hieraus zu entnehmen, daß den Germanen das Bewußtsein des Volkszusammenhangs überhaupt fehlte? Daß Berichte von Fremden, die doch meist zugleich Feinde waren, gerade über diese Frage nicht allzu verläßliche Auskunft gewähren, ist nicht zu verwundern. Immerhin erfahren wir aus ihnen doch einiges, was Rückschlüsse auf nationales Denken ermöglicht. So überliefert eine ganze Reihe antiker Schriftsteller, daß das Rotwaschen der Haare mit Lauge bei den Germanen allgemein Sitte sei, obwohl ausdrücklich erwähnt wird, daß das Haar schon von Natur blond sei. Dieser zunächst nicht verständliche Brauch findet seine natürlichste Erklärung, wenn man annimmt, daß die Germanen *Wert* darauf legten, sich körperlich von anderen Völkern zu unterscheiden, daß sie sich also der Haarfarbe als eines Rassemerkmales *bewußt* waren. Mag nun der Gegensatz zu dunkelhaarigen Nachbarn und Feinden der ursprüngliche Grund der Sitte gewesen sein, oder der Wunsch des einen oder anderen nichtblonden Kriegers, den Anschein fremden Blutes oder unfreier Abkunft zu vermeiden, in jedem Fall darf man in diesem Rassestolz einen, wenn auch rohen, Ausdruck von Nationalgefühl erblicken. In einer Bemerkung Cäsars im 2. Buch des „Gallischen Krieges" tritt dieses noch deutlicher zutage. Hier erheben die in Belgien, also inmitten keltischer Bevölkerung, wohnenden Aduatuker ausdrücklich den Anspruch, Germanen zu sein, nämlich Nachkommen einer zurückgelassenen Kimbrerschar, und rühmen sich zum Beweise dieser Abkunft ihrer Tapferkeit.

Das bedeutsamste Zeugnis aber ist jene oft angeführte Nachricht des Tacitus im 2. Kapitel seiner „Germania". „Sie feiern", heißt es da, „in alten Liedern, der einzigen Art geschichtlicher Überlieferung, die sie kennen, den Twisto, einen erdgeborenen Gott, und seinen Sohn Mannus als Anfänger und Gründer ihres Volkes. Dem Mannus geben sie drei Söhne, nach deren Namen man die Anwohner des

Ozeans Ingäwonen, die Bewohner des mittleren Landes Herminonen, die anderen Istäwonen nennt." Aus dieser Ursprungssage spricht doch offenbar ein Zusammengehörigkeitsgefühl größerer Stammes- oder auch Kultverbände, dem diese dadurch Ausdruck geben, daß sie sich von einem gemeinsamen Göttervater und durch ihn von der gemeinsamen Vatererde ableiten. Auch in der Twistosage wird mit der Feststellung des eigenen göttlichen Ursprunges die Scheidung von den anderen Völkern vollzogen. Mannus, der Vater der Ahnherren jener drei Völkerteile, ist „der denkende, sinnbegabte Mann, der Mensch überhaupt". Nur seine Nachkommen, die germanischen Volksgenossen, „waren also im vollsten Sinne Menschen; ihnen gegenüber erschienen die Nichtvolksgenossen als Menschen zweiter Klasse, als Barbaren".[1])

Man hat dieses noch ausschließlich auf der Gleichheit des Blutes, der Rasse ruhende Zusammenhangsgefühl zutreffend als „natürliches Nationalbewußtsein" bezeichnet. Es war die der Urzeit allein erreichbare Form nationalen Denkens, über diese Stufe hinaus — zu politischem Nationalbewußtsein — ist sie nicht gelangt. Vergeblich sucht man in der frühesten Geschichte unseres Volkes nach einem Zeugnisse dafür, daß jenem natürlichen Zusammenhangsbewußtsein politische Handlungen entsprungen wären.

Unwillkürlich denkt man hier an die großen germanischen Volksführer zur Römerzeit, wie Ariovist und Armin. In der Tatsache, daß ersterer bei seinem Eindringen in Gallien im Jahre 58 n. Chr. außer seinen Sweben kriegerische Scharen auch anderer germanischer Stämme unter seiner Führung vereinigte, hat noch Jakob Grimm den Beweis dafür erblicken wollen, „daß die Germanen erkannt hätten, wie sie durch gemeine Kraft, Sprache, Sitte zusammenhingen". Aber mit Recht hat man demgegenüber auf das völlige Mißlingen des Unternehmens und den jähen Untergang des Führers hingewiesen, die nur zu deutlich

1) Lamprecht I*, 4f.

zeigen, daß der kühne Swebenhäuptling eben doch nur für sich selbst stand und durchaus keinen Rückhalt an seinen Landsleuten jenseits des Rheins hatte. Germanische Abenteuerlust und Kampfesfreude, die Aussicht auf Beute und Siedelungsland werden, wie bei den zahllosen späteren Germanenzügen, so auch hier die Triebfedern gewesen sein, von nationalen Beweggründen ist jedenfalls nichts zu erkennen. Nicht anders bei Armin, dem „Befreier Germaniens", wie ihn der Römer Tacitus nennt. Auch hier dürfen wir uns weder durch die idealisierende Zeichnung, die Tacitus uns von dem Helden gibt, noch durch die frühe Volkstümlichkeit Armins täuschen lassen. Die Anfeindungen, die er trotz seinen Verdiensten um die Freiheit von seinem eigenen Volke, ja von seiner nächsten Verwandtschaft erfuhr, und die schließlich zu seiner Ermordung führten, legen doch die Annahme nahe, daß das eigensüchtige Streben nach der Königswürde — und dies war der Grund jener Anfeindungen — schon bei der Abschüttelung der Fremdherrschaft der entscheidende Antrieb gewesen sei. Wenn also auch der Varusbesieger der Vorstellung späterer Geschlechter als Nationalheld erschien, so waren es doch keineswegs „germanische" Empfindungen oder Beweggründe, die ihn bei seinem Kampfe gegen Rom leiteten. Er so wenig wie Ariovist handelte für ein „germanisches Vaterland". Wie hätte auch politisches germanisches Nationalbewußtsein entstehen sollen, solange seine Vorbedingung unerfüllt war, die staatliche Einigung der verschiedenen Stämme, die germanische Nation selbst.

Wie wenig überhaupt von „germanischem" Nationalbewußtsein in der Urzeit die Rede sein kann, zeigt das ganze Verhältnis des Germanentums zum römischen Weltreich in den Jahrhunderten vor und während der Völkerwanderung. Die einzelnen Stämme und Völkerschaften streben auseinander, Fehden und Kriege sind an der Tagesordnung und schwächen die germanische Volkskraft zur Freude der Römer. Kein nationales Gefühl hindert, sich mit den letzteren gegen die eigenen Volksgenossen zu verbünden. Eine noch deutlichere Sprache redet die bekannte Tatsache des massenhaften und immer erneuten Ein-

tritts von Germanen in den römischen Heeresdienst. Waren es anfangs nur einzelne Abenteurer oder kleinere Scharen, die Not, Kampfeslust oder Beutegier in den Sold des Feindes trieben, so wurde es seit dem Markomannenkrieg (166 bis 180) „je länger je mehr Sitte, daß ganze Haufen mit ihren Anführern entweder nach Schlachten oder gleich zur Vermeidung von Feindseligkeiten in den römischen Kriegsdienst traten; sie übernahmen die Verteidigung der nicht mehr waffenfähigen Bevölkerung des Reiches, auch gegen die eigenen Landsleute, sobald es verlangt wurde". Unzählige wurden so ihrem germanischen Volkstum entfremdet, eine so große Rolle militärisch und politisch Germanen zumal im letzten Jahrhundert des römischen Weltreichs gespielt haben. Verloren doch selbst ganze Völkerschaften, wenn sie dauernd den Einwirkungen römischer Herrschaft unterstanden, wie die Bataver, Ubier u. a. in wenigen Generationen die germanische Eigenart.

Man hat gemeint, daß es vielleicht doch zur Bildung einer germanischen Nation gekommen wäre, wenn der Damm, den das Römische Reich den germanischen Stämmen im Süden und Westen entgegengesetzt hatte, ein paar Jahrhunderte länger gehalten hätte. Die Landnot hätte dann zu stärkerer Ausnutzung des eigenen Bodens, zur Differenzierung des Anbaues und damit zu gegenseitigem Austausch geführt, aus den Kultverbänden, die schon zu Cäsars und Tacitus' Zeit zwischen einzelnen Völkerschaften bestanden, wäre vielleicht eine religiöse und in der Folge auch staatliche Gemeinschaft aller germanischen Stämme erwachsen. Das „Verhängnis der Völkerwanderung", das über die Germanen hereinbrach und eine Reihe ihrer wertvollsten Stämme in den Untergang trieb, habe es nicht dazu kommen lassen. Abgesehen davon, daß solche Wenn und Aber für die geschichtliche Betrachtung meist wenig fruchtbar und daher müßig sind, steht ihnen eine Tatsache entgegen, die besonders Lamprecht hervorgehoben hat. Ein Staat ist stets eine Art Organismus mit vielfältiger Abstufung und Gliederung. Er setzt voraus eine größere oder geringere Verschiedenheit in Besitz, Tätigkeit und sozialer Stellung der ihm Angehören-

den. Diese kann nur entstehen, wenn die einzelnen Menschen körperlich und geistig mehr oder weniger differenziert, d. h. verschiedenartig und verschiedenwertig sind. Hiervon aber war bei den Germanen noch so gut wie gar nicht die Rede. „Von diesen Germanen", sagt Sybel, „war einer geschaffen wie der andere; die Stämme des Nordens und des Südens, die Häuptlinge des ersten und des vierten Jahrhunderts waren sich zum Verwechseln ähnlich." Einer solchen Gleichförmigkeit des innern und äußern Zustandes entsprach nicht das vielfältig gegliederte Gebilde eines einheitlichen Staates, sondern nur die Zersplitterung.

Mittelbar hat übrigens auch die Unheilszeit der Völkerwanderung zu der künftigen Entstehung eines Nationalbewußtseins beigetragen, ihr gleichsam vorgearbeitet. Aus ihren Zügen und Kämpfen erblühte die germanische Heldensage. Sie bewahrte nicht nur, wenn auch umgestaltend, mit Treue uraltes gesamtgermanisches Mythenerbe, sondern schuf auch in den Gestalten ihrer großen Herrscher, Recken und Frauen zum erstenmal nationale Typen, die fortan als idealer Ausdruck seines eigensten Wesens in der Seele jedes Germanen lebten. Noch auf das neuerwachende Nationalbewußtsein im 19. Jahrhundert haben sie erkennbar eingewirkt.

II.

Das Stammesbewußtsein

Das „natürliche Nationalbewußtsein", jenes auf dem Glauben an gemeinsame göttliche Abstammung ruhende Zusammenhangsgefühl der Germanen, ist seit etwa dem 3. Jahrhundert n. Chr. im Schwinden begriffen. Die ungeheure seelische Einwirkung der sogenannten Völkerwanderung (4.—6. Jhdt.) vernichtet es vollends.

Lange vor dem Einbruch germanischer Völkerschaften in das Römische Reich im Jahre 375, mit dem man gewöhnlich erst die Völkerwanderung beginnen läßt, war germanisches Volkstum in Massen in das absterbende Römerreich ein-

geströmt. Neben der schon erwähnten immer stärkeren Aufnahme in das römische Heer gingen gewaltsame Verpflanzungen ganzer Bevölkerungsmassen und ein lebhafter Sklavenhandel aus den germanischen Ländern einher. Der zahlenmäßige Umfang dieser Verschiebungen ist natürlich nicht festzustellen, aber zweifellos war er außerordentlich groß. Ja, man hat die Vermutung geäußert, daß es zeitweise mehr Germanen innerhalb des römischen Reiches gegeben habe als außerhalb. Es ist klar, daß das eine immer drohendere Gefahr für das Reich bedeutete. Sahen die Römer schon mit Groll und Neid, wie germanische Truppenführer „mit kecken Händen nach den höchsten Stellen im Hof- und Staatsdienst griffen", so mußte ihnen die schier unerschöpfliche Lebenskraft der nördlichen Völker, „die, so viele auch das Schwert dahinraffte, immer neue Scharen senden konnten", Furcht und Grauen einflößen [1]).

Drohte nicht aus dieser Tatsache letzten Endes die Umwandlung des römischen Reiches in ein germanisches? In der Tat finden wir z. B. in einer Schrift des Kirchenvaters Orosius die Behauptung, der Westgotenkönig Athaulf habe den Plan gehabt, „den römischen Namen auszulöschen und den Erdkreis aus einem römischen in ein gotisches Imperium umzugestalten". Der Römer setzte eben die eigene nationale Denkweise auch bei dem Germanen voraus. Nichts konnte irriger sein. Das F e h l e n einer solchen vielmehr ist es, was immer wieder bei den germanischen Völkern dieser Jahrhunderte auffällt, auch bei jenen, denen die Gründung eigener Staaten auf dem Boden des von ihnen zertrümmerten Weltreichs gelang.

Wandalen, Burgunden, Ost- und Westgoten usw., so sehr sie sich der kriegerischen Überlegenheit über das kraftlose Rassengemisch der Mittelmeerwelt bewußt waren, und so schroff sie z. T. in Bodenverteilung und Gesetzgebung ihr Herrenrecht zum Ausdruck brachten, verloren doch nie die ehrfürchtige Scheu vor dem römischen Namen. Der Zauber einer höheren Lebensordnung, der von ihm ausging, war

1) Schultheiß 30 f. (nach Amm. Marc. XXVII, XXVIII).

mächtiger als das Rassebewußtsein; jene naive Überzeugtheit von dem höheren Werte des gottentsprossenen germanischen Menschen gegenüber dem Nichtgermanen mußte vergehen in der engen und dauernden Berührung mit einer so unendlich überlegenen Zivilisation. Noch in der Schonung eines Theoderichs des Großen gegenüber bestehenden römischen Einrichtungen, seiner Pietät gegenüber römischen Bauten und Kunstwerken kommt diese Scheu zum Ausdruck. Sein Geschichtschreiber, der Ostgote Jordanis, kennt sogar keinen höheren Ehrgeiz, als „mit wahrem Bedientenstolz" (wie es Schultheiß treffend nennt) aufzuzeigen, welche Wichtigkeit die Goten für das römische Reich und besonders das römische Heerwesen gehabt haben. Wo es Roms Vorteil oder Ansehen gilt, schweigt auch bei den höchstgestiegenen Germanen das nationale Gefühl völlig. Der Franke Arbogast leitet i. J. 392 unbedenklich den römischen Feldzug gegen Chatten, Amsivarier und andere germanische Volksgenossen, der Wandale Stilicho, um 400 Reichsverweser für den unmündigen Kaiser Honorius, verbietet, auf den Straßen Roms in germanischer Tracht zu erscheinen. Nach wie vor kämpfen auch Germanen gegen Germanen, oft in sinnlosester Weise, wie in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern (451), wo die einen unter römischer Führung, die anderen im Dienste des Hunnenkönigs fallen. Ein Gote — Belisar — ist es, der als Feldherr des oströmischen Kaisers das Wandalenreich zerstört (534) und dann den Krieg gegen die Ostgoten in Italien führt.

Nicht ohne Bewegung liest man noch heute von dem Todeskampf dieses Volkes, und mit Recht haben Sage und Dichtung dieses typische Beispiel altgermanischen Heldenmutes immer wieder verherrlicht. Aber das darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß nationale Antriebe oder Beweggründe keine Rolle spielen in dieser Tragödie. Verrat an den eigenen Stammesgenossen, offener Übergang zum Feinde sind durchaus keine Seltenheit im Verlaufe des Krieges, selbst ein Mann wie Totila kennt keine nationalen Bedenken. Aligern, der Bruder jenes letzten Königs Teja, der im Verzweiflungskampf gegen Ostrom fällt, nimmt nach Übergabe der Festung Kumä und des Schatzes römische Art und Lebens-

weise an und kämpft gar im Dienste des Feindes gegen die in Italien eingefallenen Alamannen. Es ist kaum zu hart, wenn ein neuerer Forscher mit Beziehung auf die letzten Jahrzehnte des Volkes von einer Art „feiler Landsknechtgesinnung" bei den Goten spricht.

Auch der Rasseninstinkt ist erloschen. Während einst natürliche Abneigung des Blutes die gotische Sage von der Abstammung der Hunnen entstehen ließ — böse Geister hätten sie mit Zauberweibern gezeugt — mischen sich später Goten und Hunnen massenhaft. Wandalinnen scheuen sich nach der Zerstörung des Reiches keineswegs, mit den Soldaten des byzantinischen Besatzungsheeres, das in Afrika zurückbleibt, Verbindungen einzugehen.

Man hat demgegenüber auf Tatsachen verwiesen, die zweifellos ein germanisches Zusammenhangsgefühl bekunden. So stehen die Langobarden nach der Besitznahme Oberitaliens noch lange Zeit im engsten Verkehr mit dem ganzen germanischen Norden. Von ihren einstigen Nachbarn, den Sachsen, kommt ihnen aus der fernen Heimat Waffenhilfe. Des Langobardenkönigs Alboin Heldentaten dringen im Liede bis zu den Angelsachsen. In der Persönlichkeit des großen Theoderich gelangt dieses Zusammenhangsgefühl auch zu politischer Auswirkung. Der Gedanke einer großen germanischen Interessengemeinschaft gegenüber dem oströmischen Kaisertum schwebt ihm vor. Aus ihm heraus verständigt er sich mit den bis dahin feindlichen Wandalen, schützt er Alamannen und Westgoten vor fränkischer Übermacht, knüpft er durch kluge Verschwägerung Fäden bis ins innerste Germanien. Aber derselbe Theoderich unterläßt doch wieder — aus Rücksicht auf Byzanz wie auf die Provinzialen — die so naheliegende wie nötige Verstärkung des gotischen Elements in Italien durch Heranziehung der Stammesgenossen aus der Balkanhalbinsel. Gleichgültig sehen wenige Jahrzehnte später die Goten der Vernichtung des Wandalenvolkes zu, die Franken wiederum dem Untergange der Goten.

Kennzeichnen sich die erwähnten Zeugnisse schon durch ihre Vereinzeltheit als Ausnahmen, so werden sie vollends entkräftet durch die Wahrnehmung, daß, wo immer in den

Quellen Regungen nationalen Denkens und Fühlens laut werden, sie nie eine so oder so empfundene germanische Gemeinschaft zum Gegenstande haben, sondern stets das Einzelvolk, den eignen Stamm. Wir haben hier das entscheidende Merkmal der Völkerwanderungszeit (und der ihr folgenden Jahrhunderte) gegenüber der Urzeit: an die Stelle des natürlichen Nationalbewußtseins der letzteren tritt das Stammesbewußtsein.

Die Völkerwanderung selbst ist die Hauptursache dieser Entwicklung. Losgerissen von den übrigen Germanen, erleben Goten, Wandalen, Sweben, Burgunden, Langobarden in fremden Landen ihr besonderes Schicksal. Begreiflich genug, daß nationales Bewußtsein nur aus dem Boden eben dieses durch Sage und Epos überlieferten Schicksals erwächst und von ihm seine Färbung erhält. So entsteht jetzt, genährt an den Heldentaten des Stammes und seines Führers, ein gotisches, wandalisches, langobardisches usw. Stammesbewußtsein.

Als eine Vorstufe desselben erscheint die geflissentliche Absonderung des eigenen Stammes von anderen, selbst befreundeten und verwandten, Stämmen sowie das bewußte Festhalten an Stammesgebräuchen. So vermeiden die Rugier, die mit Theoderich dem Großen nach Italien kommen, jede Blutmischung mit den Goten. Das gleiche tun, jahrhundertelang, die Angehörigen der mit den Langobarden in Oberitalien angesiedelten Stämme. Unter ganz verändertem Klima bewahren Ost- und Westgoten wie Langobarden die aus der nordischen Heimat mitgebrachte Art der Kleidung und Haartracht. Die Wandalen in Afrika beharren zu ihrem Schaden bei der ihnen eigentümlichen Weise des Reiterkampfes. Bedeutsamer als dies alles ist das Festhalten des Rechtsunterschiedes zwischen Eroberern und Unterworfenen: das heimische Volksrecht bleibt den ersteren vorbehalten, für die Provinzialen gilt römisches Recht.

Indessen finden wir das Stammesbewußtsein bei den einzelnen germanischen Völkerschaften keineswegs in gleichem Maße entwickelt. Am schwächsten ist es bei den Burgunden im südöstlichen Frankreich. Sie tun sich sogar, wie Ammi-

anus Marcellinus berichtet, schon im 4. Jahrhundert etwas zugute auf ihre angebliche Abkunft von den Römern. Ihr eigenes Gesetzbuch — die Lex Burgundionum aus dem Ende des 5. Jahrhunderts — bezeichnet sie als barbari! Ein ganz anderer Geist spricht aus dem gleichzeitigen Volksrecht der die Provence und Südfrankreich bewohnenden Westgoten. Man spürt ein starkes Bewußtsein selbständigen Volkstums gegenüber Provinzialen und Byzantinern wie anderen germanischen Stämmen gegenüber. Ihr Stammesstolz verbietet jede Ehegemeinschaft mit den Romanen. Mit voller Schroffheit endlich kehren die Langobarden in Italien ihr Sondertum gegenüber den Unterworfenen hervor, ihr Selbstgefühl erscheint oft geradezu als Verachtung der Andersrassigen. Noch nach der Besiegung der Langobarden durch Karl den Großen klingt in den Sagenerzählungen ihres Geschichtschreibers Paulus Diaconus oftmals der freudige Stolz auf Stamm und Stammeshelden hindurch.

Der Sonderung der germanischen Stämme auf römischem Boden geht eine ganz ähnliche Entwicklung in der germanischen Heimat parallel. Es entstehen hier, zum Teil wohl aus den früher erwähnten Kultverbänden einiger Gruppen von Völkerschaften, z. T. vielleicht aus Abwehr- oder Angriffsbünden mehrerer Teilvölker gegen den römischen Nachbar dauernde staatliche Gemeinschaften. Es sind die Stämme der Alamannen (Schwaben), Bayern, Thüringer, Franken, Sachsen, die nunmehr, etwa seit der Wende des 4. und 5. Jahrhunderts, ihre im Guten wie im Bösen bis auf den heutigen Tag entscheidungsvolle Rolle in unserer Geschichte zu spielen beginnen. Durch ihr Aufkommen wird die einheitliche Zusammenfassung der Nation und damit die Entstehung eines germanischen (bzw. deutschen) Nationalbewußtseins um Jahrhunderte verzögert. Auch in der Heimat erscheint vielmehr das nationale Gefühl, wo immer es sich regt, nur in der Form des Stammesbewußtseins.

Die früheste Quelle, aus der es uns entgegentritt, der berühmte Prolog zur Lex salica, zeigt es bereits in voller Stärke. „Dies ist", heißt es da, „das glorreiche Volk der Franken, dessen Gründer Gott selbst ist, tapfer in Waffen,

seinen Getreuen und Freunden ein Schirm, weise im Rat, edel, vorragend an Schönheit, kühn, schnell, fest im Glauben, frei von aller Ketzerei." Und dann weiter: „das der Römer hartes Joch von seinem Nacken schüttelte im Kampf und nach Annahme der Taufe Gold und kostbares Gestein über die Leiber heiliger Märtyrer häufte, welche die Römer mit Feuer verbrannt oder mit dem Schwert verstümmelt oder den wilden Tieren vorgeworfen hatten." Das hohe germanische Selbstbewußtsein, das wir aus der Twistosage kennen, und das, nun ins Christliche gewendet, anklingt in den Worten „dessen Gründer Gott selbst ist", erscheint hier als Stammesstolz, der sich selbst dem einst weltbeherrschenden Römertum überlegen fühlt und — das ist das Neue — nicht mehr mythologisch, sondern geschichtlich begründet ist. Die Leistungen des Stammes sind seine Rechtfertigung. Es kennzeichnet den Wandel der Zeit, daß diese Leistungen in erster Linie solche für den christlichen Glauben sind. Waren die Franken doch seit Chlodwigs Taufe die Vorkämpfer der katholischen Kirche. Noch im 8. Jahrhundert „nennen sie sich selbst gegenüber einem Papste das „hochherzige Volk der Franken", und in einem römischen Schreiben der gleichen Zeit, in welchem der heilige Petrus persönlich als bei dem Stamme hilfesuchend eingeführt wird, bezeichnet der Heilige die Franken als seine Adoptivsöhne, denn es sei bekannt, daß weit über alle Völker, die unter dem Himmel sind, das Frankenvolk dem Gottesboten Petrus geneigt sei". [1])

Dieses Stammesbewußtsein bleibt auch dann mächtig, als das Königsgeschlecht der Merowinger die fränkische Herrschaft auch über Alamannen, Thüringer und Bayern ausdehnt, und zum erstenmal eine staatliche Zusammenfassung der Mehrzahl der germanischen Stämme erreicht wird. Denn diese Einigung ist doch nur eine sehr äußerliche und lockere, die fränkische Oberherrschaft beschränkt sich im allgemeinen auf die Forderung wirtschaftlicher Abgaben und der Heeresfolge und ändert nichts an dem Eigencharakter der Stammesstaaten, deren Selbständigkeit in gewissem Umfange gewahrt bleibt.

1) Lamprecht I[3], 8.

Daß das fränkische Stammesbewußtsein seinerseits trotz dem gewaltigen Wachsen des Reichs sich nicht zur Höhe eines umfassenden Nationalbewußtseins erhebt, erklärt sich in erster Linie wohl daraus, daß das Merowingerreich neben der germanischen auch eine romanische Hälfte umfaßt: Burgund, Provence, Mittel- und Südfrankreich. Schon dieser Zwiespalt in Abstammung, Sprache und Sitte seiner Volksteile schließt eine derartige Entwicklung aus.

Nächst den Franken erscheint das Stammesbewußtsein besonders stark ausgeprägt bei den Sachsen. Dieser Stamm, der bis heute die germanische Art am reinsten bewahrt hat, nimmt ja schon früh eine Sonderstellung in der deutschen Geschichte ein. Zu einer Zeit, wo das übrige Deutschland längst sich mit Kirchen und Klöstern bedeckt hat, halten sie noch zäh am alten Götterglauben fest. Als die letzten und erst nach jahrzehntelangem Kampfe fügen sie sich um das Jahr 800 in das Weltreich Karls des Großen ein. Der innere Gegensatz aber bleibt, und der Groll über den Verlust der Freiheit führt im Lauf der folgenden Jahrhunderte wiederholt zur Empörung. Noch unter Heinrich IV. entlädt sich der alte Haß in einem furchtbaren Aufstand. Durch die Königswahl Heinrichs I. fällt dem Sachsenstamme für ein Jahrhundert die Führung der deutschen Geschicke zu. Ein hochbegabtes Geschlecht kommt damit auf den Thron, die Ludolfinger, deren bedeutendster, Otto I., als einziger Kaiser neben dem Franken Karl den Beinamen des „Großen" in der Geschichte trägt. Kein Wunder, daß der Glanz seiner Taten das Selbstbewußtsein des Stammes mächtig erhöht. In der Sachsengeschichte des Widukind von Korvey (um 970) ist das auf jeder Seite zu spüren. Er erzählt die Urgeschichte seines Stammes und seine alten Sagen, und durch die lateinische Schulgelehrsamkeit hindurch, mit der er sie leider entstellt, fühlt man „in jedem Worte die Freude des Mönches an seinen alten heidnischen Vorfahren, an diesem kraftvollen Geschlechte, vor dem schon damals die Franken sich fürchteten [1])." Nun, durch König Heinrich, sind die Sachsen der

1) Wattenbach 364.

übrigen Völker und selbst der Franken Herr geworden, und nachdem sein Sohn Otto gar Italien und die Kaiserkrone erworben hat, beherrschen sie, von Gott und Sankt Veit beschützt, die Christenheit.

Man erkennt, daß einem solchen, ganz auf den eigenen Stamm gerichteten Fühlen und Denken Nationalbewußtsein in unserm Sinne noch völlig fremd ist. Es liegt einfach außerhalb seines Gesichtskreises. Dem entspricht durchaus die politische Stellung der Stämme innerhalb des Reichs. Als Herzogtümer sind sie — auch unter machtvollen Kaisern — staatliche Gebilde mit eigenem Recht und weitgehenden Befugnissen. Selbständig vertreten sie längs ihrer Gebietsgrenzen das Deutschtum gegenüber dem Auslande. Aus diesem Umstande erklären sich die Gesamtbenennungen der Deutschen in den Sprachen der Nachbarvölker. So wurden sie von den Franzosen Allemands genannt, da deren Grenznachbar im Elsaß der alamannische Volksstamm war, und wohl durch ihre Vermittlung übernahmen auch die frühmittelalterlichen Engländer dieses Wort. Entsprechend kam in den skandinavischen Ländern die Bezeichnung „Sachsen" für die Deutschen auf, die sich in manchen baltischen Gebieten bis in die Gegenwart erhalten hat. Nur die Italiener haben keinen Stammesnamen als Gesamtbenennung verwendet, sondern aus dem germanischen thiutisk über die lateinische Form teutiscus ihr tedesco entwickelt. Das ist sicherlich nicht Zufall. Lernten sie doch auf den zahllosen Zügen deutscher Kaiser durch ihr Land in dem aus a l l e n Stämmen aufgebotenen Heerbann tatsächlich die Gesamtheit der Nation kennen.

Ein Jahrtausend nach der Zeit seines Entstehens ist das Stammesbewußtsein noch immer so lebendig, daß z. B. Leopold von Bebenburg, der mainfränkische Verfasser der „ersten Theorie eines deutschen Staatsrechts", in der Widmung seines Buchs an seinen Stammesgenossen den Bischof Balduin von Trier, im Jahre 1338 schreibt: „Zur Ausarbeitung dieses Buches hat mich glühender Eifer für das deutsche Vaterland bewogen, vor allem aber für das Frankenland, welches wie den König Pharamund, so Karl den Großen er-

zeugt hat." Ja, bis auf den heutigen Tag leben trotz aller durch den Krieg und seinen Ausgang bewirkten Stärkung des Einheitsgefühls Stammesbewußtsein und — leider — Stammesgegensätze in dem „Partikularismus" gewisser süd- und westdeutscher Volksteile weiter.

III.

Die Idee des Weltkaisertums

Daß auch nach der Zusammenfassung aller germanischer Stämme im fränkischen Reiche ein germanisches Nationalbewußtsein sich nicht entwickelt, hat seinen Grund schon in dem internationalen Charakter dieses Reiches. Am stärksten ausgeprägt erscheint er auf dem Höhepunkt fränkischer Macht unter Karl dem Großen. Vom atlantischen Ozean im Westen bis zur ungarischen Tiefebene im Osten, von Mittelitalien bis zur dänischen Mark umfaßt es germanische wie romanische Volksteile, von denen die letzteren wieder zum größeren Teil mit germanischem Volkstum durchsetzt sind. Was dieses vielgestaltige staatliche Gebilde zu einer Einheit zusammenschließt und als solche zusammenhält, ist allein, gestützt auf die Überlegenheit der fränkischen Waffen, die Person des Herrschers. Nur eine Gestalt von dem Geistes- und Charaktermaße Karls des Großen macht es begreiflich, daß unter Völkern so verschiedener Rasse, Sprache und Kulturstufe etwas wie ein staatliches Gesamtheitsbewußtsein entsteht, daß sie alle fränkisch (um nicht zu sagen: karlingisch) fühlen. Noch über ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode schreibt der Mönch von St. Gallen, „daß alle Völker des weiten Reiches von Spanien bis Bayern sich des fränkischen Namens rühmen [1])". In all den Kämpfen und Wirren unter den späteren Karlingen bleibt diese zusammenkittende Kraft der Dynastie wirksam und führt ja

1) Mon. S. Gall. I, 10.

auch unter Karl dem Dicken vorübergehend noch einmal zur Wiederherstellung des Gesamtreichs.

Aber noch ein weiterer Umstand kommt hinzu. Seit dem Jahre 754, wo Papst Stephan II. als Schutzflehender in St. Denis erscheint, und seit dem Hilfezuge Pippins nach Rom ist der Frankenkönig der erklärte Schirmvogt des heiligen Petrus. Karl der Große erbt vom Vater den vom Papst verliehenen Titel eines Patricius von Rom und mit ihm die Aufgabe, die Kirche zu schützen und sie zugleich den Zwecken seiner universalen Politik dienstbar zu machen. Seinen sichtbaren Ausdruck findet dieses eigentümliche Verhältnis der höchsten weltlichen zur höchsten geistlichen Gewalt in der Kaiserkrönung Karls am Weihnachtstage des Jahres 800. Sie bedeutet nicht, wie eine volkstümliche, aber oberflächliche Auffassung heute noch wähnt, die „Begründung des deutschen Kaisertums" oder gar des „deutschen Reiches". So sehr Karl der Große seinem Wesen nach Franke, Germane, ist, soviel er für die Erhaltung nationalen Wesens in Sprache, Dichtung, Lebensführung getan hat, sein politisches Ziel ist kein nationales, sondern ein universales: die Erneuerung des weltumspannenden Römerreichs, freilich in einem neuen besonderen Sinne. Nicht nur Nachfolger der alten Imperatoren will Karl sein, seit der Weihe in Rom sieht er darüber hinaus in sich den irdischen Statthalter des höchsten Himmelsherrn. Die Theokratie, der alle christlichen Völker des Abendlandes umfassende Gottesstaat auf Erden ist es, was ihm als letztes Ziel vor Augen steht.

Diese seine Vorstellung geht zurück auf die Schrift des heiligen Augustinus De civitate dei (Vom Gottesstaat) — geschrieben im Jahrhundert des Untergangs des weströmischen Reichs —, nach welcher das römische Reich das letzte der vier großen Weltreiche ist und die Verwirklichung der göttlichen Weltordnung auf Erden darstellt. Seinem Ende folgt die Herrschaft des Antichrists und, nachdem dieser von Christus überwunden ist, das Jüngste Gericht. Nach der Auffassung der Zeit Karls des Großen ist nun das römische Reich mit dem Einbruch der Barbaren keineswegs untergegangen, nur der Träger der Macht hat gewechselt. Die Herrschaft der

Welt ist in die Hände der Frankenkönige übergegangen und wird bei ihnen verbleiben bis an der Welt Ende. Darum ist es nur billig, daß sie fortan den Titel „römischer Kaiser" weiterführen.

Diese Weltkaiseridee hat die Gemüter fast das ganze Mittelalter hindurch in ihrem Banne gehalten. Verblassend in Zeiten schwacher Herrscher, die kaum die Grenzen des eigenen Landes vor feindlichem Einfall zu schützen vermögen, leuchtet sie sofort wieder auf, wenn ein Otto der Große, Heinrich III., Friedrich Barbarossa das Zepter des Reiches führt.

Ihr eigentlicher Träger und zugleich die zuverlässigste Stütze des Kaisertums in den Jahrhunderten der Karlinger wie der Ottonen ist der Stand der Geistlichen. Er bringt von der Kirche her, die gleichfalls universal ist, die Weite des Gesichtskreises mit; er beherrscht die internationale Sprache der Kurie, des Königshofs und der Kanzleien: das Latein. Er allein vermag daher den Kaisern die Staatsmänner und Beamten zu stellen, deren sie für ihre universale Politik, zumal für Italien, bedürfen. Von Geistlichen sind auch die — teils theoretischen, teils dichterischen — Geschichtswerke verfaßt, in denen die Weltkaiseridee ihren literarischen Niederschlag findet. Zu ihnen gehört das aus der Zeit Ottos I. stammende lateinische „Büchlein vom Antichrist" des Mönches Adso. Ihm reihen sich im 11. und 12. Jahrhundert zwei deutsche Versdichtungen an, von denen die spätere große Verbreitung erlangt zu haben scheint: Das „Annolied" (um 1080) und die sogenannte „Kaiserchronik" (um 1150).

Bemerkenswert ist, daß die letztere scheinbar im Widerspruch zu ihrer Grundidee von einer unverkennbar nationalen Stimmung durchzogen ist. Durch all den Wirrwarr einer phantastischen Geschichtsdeutung spürt man den Stolz auf das Kaisertum, das von Gott selbst zur Weltherrschaft berufen ist. Es ist dasselbe Gefühl, das schon im 10. Jahrhundert aus dem Worte des Lebensbeschreibers der Königin Mathilde spricht von dem „einst unter anderer Völker Joch gebeugten, jetzt durch kaiserlichen Schmuck erhöhten Ger-

manien". Die Erhebung des deutschen Königs zur römischen, d. h. zur Weltkaiserwürde wird eben als nationale Ehre empfunden. Entsprechend, in Zeiten unzureichender Kaisermacht, das Scheitern universaler Pläne als nationale Schmach. „Nichts geschah auf diesem Zuge, heißt es in der sogenannten Kölner Königschronik von dem unglücklichen Kreuzzuge Konrads III., was würdig wäre, in die Königschronik eingetragen zu werden, nur was für den Römer Schamröte und Mißgeschick mit sich führt." Und ebenso in zwei anderen Aufzeichnungen der Zeit: Nichts Ehrenhaftes für den deutschen Namen oder die kaiserliche Würde habe er erreicht; mit Schmach für das römische Reich und den christlichen Namen sei Konrad zurückgekehrt [1]).

Ihren gesteigertsten Ausdruck findet die Weltkaiseridee in dem berühmten „Tegernseer Osterspiel vom Antichrist", dieser „kraftvollen Dichtung eines reichstreuen Geistlichen" aus der Glanzzeit staufischer Kaisermacht. (Um 1160.) Hier ist es die unbesiegbare deutsche Tapferkeit, die allein das römische Weltreich trägt. Der französische, der griechische und der König von Jerusalem, ja selbst die Babylonier werden durch sie bezwungen, und das Drama gipfelt in der großartigen Vision des deutschen Kaisers als des Herrn des Erdreichs.

So mystisch die Gedankenwelt zu sein scheint, steht sie doch durchaus im Einklang mit den tatsächlichen Anschauungen des Zeitalters. In der Idealgestalt des Weltkaisers ist an mehr als einer Stelle sein irdisches Gegenstück Friedrich I. erkennbar. Dieser selbst lebt und webt durchaus in den Vorstellungen von der unverjährten Würde des Kaisertums als der höchsten Gewalt auf Erden. Karl der Große ist sein Vorbild, er dessen Nachfolger in allen Rechten. Die hochtönenden Titel, die Karl geführt, erweckt Friedrich zu neuem Leben; gegenüber dem byzantinischen Kaiser Manuel nennt er sich schon 1153 von Gottes Gnaden Kaiser der Römer, Augustus, der Große und Friedegebende, von Gott gekrönt; den andern aber bloß Konstantinopolitanischen

1) Quellen bei Schultheiß S. 220.

Kaiser[1]). Die Anknüpfung an Karl den Großen tritt auch bedeutsam hervor in dem großen lateinischen Epos über die Taten Friedrichs, das unter dem Namen „Ligurinus“ auf uns gekommen ist. Karl ist — so rühmt der Dichter — der einzige, der mit Friedrich an Ehre verglichen werden kann; wie Karl einst nach dem Recht des Stärkeren das Kaisertum von den Römern auf sich übertragen hat, so gewährt auch dem Staufer die überlegene Macht das Recht auf die Herrschaft; er ist der „Größte der Könige“.

„Deiner Herrschaft freut sich der Erdkreis,
Dich die Völker, die Länder Dich scheun: vom Aufgang der Sonne
Bis zum Niedergang sie zu Dir alle emporschaun
Demutvoll; als Herren sie Dich, als König bekennen.“

Daß hier nicht lediglich dichterische Schmeichelei redet, sondern die wirkliche Denkweise der Zeit, zeigt der angebliche Brief Barbarossas an den Sultan Saladin, der in englischen und französischen Quellen überliefert ist. Wenn auch seine Unechtheit wohl erwiesen ist, darf er doch als treffender Ausdruck der Stimmung zu Beginn des dritten Kreuzzuges gelten, den Friedrich im Jahre 1189 als Haupt der Christenheit antritt. „Du wirst erfahren“, redet er Saladin an, „was unsere siegreichen Adler, was die Streitscharen verschiedener Völker, was die deutsche Kampfeswut, die auch im Frieden zu den Waffen greifen läßt, was das unbezwungene Haupt des Rheines, was die Jugend des Donaustroms, die Flucht nicht kennt, was der hochgewachsene Bayer, was der schlaue Schwabe, was der vorsichtige Franke, was Sachsen unter Schwertern spielend, was Thüringen, was Westfalen, was das gewandte Brabant, was Lothringen, mit dem Frieden unbekannt, und Burgund, der Ruhe fremd, was die raschen Alpenbewohner, was Friesland, mit dem Speere vorkämpfend, was Böhmen, zum Schlachtentod sich drängend, was Polen, wilder als seine wilden Tiere, was Österreich, Steiermark, Ungarn, Illyrien, Lombardien, Tuszien, die Mark, Ankona, Venetiens und Pisas Flotten, und zum Schluß, wie unsere

1) Nach Schultheiß S. 222 f.

Rechte, die Du vom Alter erschlafft heißest, das Schwert zu schwingen gelernt hat, an jenem Tage der Freude für die Christenheit Dich lehren wird[1])."

Die Idee des Weltkaisertums in die Wirklichkeit zu übertragen, ist das Ziel von Barbarossas Sohn, Heinrich VI. Durch seine Vermählung mit Konstanze, der Erbin des Normannenstaats, erwirbt er Unteritalien und Sizilien und gewinnt so die beherrschende Stellung am Mittelmeer. Seine Politik stößt zwar auf den Widerstand der deutschen Fürsten, aber von den Zeitgenossen wird der Machtzuwachs des Kaisers doch „als ruhmvolle Erhöhung des Namens" empfunden. Mit Stolz wird auch von der Unterwerfung der Könige von Zypern, von Armenien, von England unter das römische Reich berichtet, als dessen Vasallen sich jene bekennen[2]). Nichts sehnlicher habe Heinrich gewünscht, behauptet eine etwas spätere Quelle, als auch Frankreich zu unterwerfen, das einzige Land, das den Vorrang des deutschen Kaisers nicht anerkennt. Der frühe Tod des gewaltigen Staufers macht alle weltumspannenden Pläne zunichte. „Seinen Tod betrauert die Welt", schreibt ein lothringischer Chronist, und ein anderer, aus der Zeit des Interregnums auf die Machtfülle Heinrichs zurückblickend, ruft aus: Ewige Trauerklage möge sein Hingang dem Volke der Deutschen sein: denn er habe sie mit Ruhm bedeckt durch die Schätze der anderen Länder und Schrecken vor ihnen allen Nachbarn durch seine Tapferkeit eingejagt. Er habe dargetan, wie sie allen Völkern überlegen wären, wenn nicht ein jäher Tod den dahingerafft hätte, durch dessen Tapferkeit und Mühe die Zier des Kaisertums zur alten Würde emporgeblüht wäre[3]).

---

1) Nach Schultheiß S. 226.
2) Jahrb. von Marbach z. J. 1191, 1194, 1195.
3) Nach Schultheiß S. 243.

IV.

Das Bewußtwerden der Volkseinheit

Gegenüber der — fast möchte man sagen: hypnotischen — Macht, die die Idee des Weltkaisertums auf das Denken des frühen Mittelalters ausübt, kommt es nur langsam und spät zur Entwicklung eines im Bewußtsein der Volkseinheit begründeten Nationalgefühls.

Es fehlt auch in diesem Zeitraum nicht an Spuren eines Bewußtseins germanischer Rassegemeinschaft, ähnlich wie es in der Zeit der Völkerwanderung hier und da aufblitzte. So läßt Ermoldus Nigellus, ein Hofdichter Ludwigs des Frommen, die Franken, der Fuldaer Abt Hrabanus Maurus gar alle „deutsch Redenden" von den Nordmannen abstammen. Selbst der, wenigstens sprachlichen, Verwandtschaft mit den verschollenen Goten ist ein geistlicher Schriftsteller des 9. Jahrhunderts sich noch bewußt. Indes allzu großes Gewicht wird man solchen vereinzelten Äußerungen nicht beilegen.

Nach zwei Richtungen läßt sich die allmähliche Entwicklung des Nationalgefühls verfolgen. Einmal in dem Verhältnis der Deutschen zu ihren Nachbarvölkern, sodann in dem Bewußtwerden ihrer eigenen sprachlichen Einheit.

Die Überhebung, mit welcher der von antiker Kultur zehrende Romane auf den germanischen „Barbaren" herabsieht, vergilt dieser mit der unverhohlenen Geringschätzung des Siegers. Das Wort Walah, aus dem unser „welsch" geworden ist, und das ursprünglich nur einen keltischen Nachbarstamm, die Volcae, bezeichnet, wird schon früh auf Nichtgermanen überhaupt angewandt und zwar mit herabsetzendem Nebensinn. Ähnliches scheint von dem Gebrauch des Wortes Romanus zu gelten, wofür aus merowingischer Zeit Belege vorhanden sind. Mitunter gewinnt der nationale Widerwille ungewöhnlich scharfen Ausdruck wie bei jenem germanischen Edlen Reginar, von dem in der Lebensbeschreibung des heiligen Goar erzählt wird. Dieser verfolgt alle

Rechte, die Du vom Alter erschlafft heißest, das Schwert zu schwingen gelernt hat, an jenem Tage der Freude für die Christenheit Dich lehren wird[1])."

Die Idee des Weltkaisertums in die Wirklichkeit zu übertragen, ist das Ziel von Barbarossas Sohn, Heinrich VI. Durch seine Vermählung mit Konstanze, der Erbin des Normannenstaats, erwirbt er Unteritalien und Sizilien und gewinnt so die beherrschende Stellung am Mittelmeer. Seine Politik stößt zwar auf den Widerstand der deutschen Fürsten, aber von den Zeitgenossen wird der Machtzuwachs des Kaisers doch „als ruhmvolle Erhöhung des Namens" empfunden. Mit Stolz wird auch von der Unterwerfung der Könige von Zypern, von Armenien, von England unter das römische Reich berichtet, als dessen Vasallen sich jene bekennen[2]). Nichts sehnlicher habe Heinrich gewünscht, behauptet eine etwas spätere Quelle, als auch Frankreich zu unterwerfen, das einzige Land, das den Vorrang des deutschen Kaisers nicht anerkennt. Der frühe Tod des gewaltigen Staufers macht alle weltumspannenden Pläne zunichte. „Seinen Tod betrauert die Welt", schreibt ein lothringischer Chronist, und ein anderer, aus der Zeit des Interregnums auf die Machtfülle Heinrichs zurückblickend, ruft aus: Ewige Trauerklage möge sein Hingang dem Volke der Deutschen sein: denn er habe sie mit Ruhm bedeckt durch die Schätze der anderen Länder und Schrecken vor ihnen allen Nachbarn durch seine Tapferkeit eingejagt. Er habe dargetan, wie sie allen Völkern überlegen wären, wenn nicht ein jäher Tod den dahingerafft hätte, durch dessen Tapferkeit und Mühe die Zier des Kaisertums zur alten Würde emporgeblüht wäre[3]).

---

1) Nach Schultheiß S. 226.

2) Jahrb. von Marbach z. J. 1191, 1194, 1195.

3) Nach Schultheiß S. 243.

IV.

Das Bewußtwerden der Volkseinheit

Gegenüber der — fast möchte man sagen: hypnotischen — Macht, die die Idee des Weltkaisertums auf das Denken des frühen Mittelalters ausübt, kommt es nur langsam und spät zur Entwicklung eines im Bewußtsein der Volkseinheit begründeten Nationalgefühls.

Es fehlt auch in diesem Zeitraum nicht an Spuren eines Bewußtseins germanischer Rassegemeinschaft, ähnlich wie es in der Zeit der Völkerwanderung hier und da aufblitzte. So läßt Ermoldus Nigellus, ein Hofdichter Ludwigs des Frommen, die Franken, der Fuldaer Abt Hrabanus Maurus gar alle „deutsch Redenden" von den Nordmannen abstammen. Selbst der, wenigstens sprachlichen, Verwandtschaft mit den verschollenen Goten ist ein geistlicher Schriftsteller des 9. Jahrhunderts sich noch bewußt. Indes allzu großes Gewicht wird man solchen vereinzelten Äußerungen nicht beilegen.

Nach zwei Richtungen läßt sich die allmähliche Entwicklung des Nationalgefühls verfolgen. Einmal in dem Verhältnis der Deutschen zu ihren Nachbarvölkern, sodann in dem Bewußtwerden ihrer eigenen sprachlichen Einheit.

Die Überhebung, mit welcher der von antiker Kultur zehrende Romane auf den germanischen „Barbaren" herabsieht, vergilt dieser mit der unverhohlenen Geringschätzung des Siegers. Das Wort Walah, aus dem unser „welsch" geworden ist, und das ursprünglich nur einen keltischen Nachbarstamm, die Volcae, bezeichnet, wird schon früh auf Nichtgermanen überhaupt angewandt und zwar mit herabsetzendem Nebensinn. Ähnliches scheint von dem Gebrauch des Wortes Romanus zu gelten, wofür aus merowingischer Zeit Belege vorhanden sind. Mitunter gewinnt der nationale Widerwille ungewöhnlich scharfen Ausdruck wie bei jenem germanischen Edlen Reginar, von dem in der Lebensbeschreibung des heiligen Goar erzählt wird. Dieser verfolgt alle

Leute römischer oder romanischer Herkunft und Sprache „mit heidnischem oder barbarischem Hasse“ und kann sie nicht einmal ohne Aufregung sehen; um den Anblick des Abtes Asuerus und seiner Begleiter (die eben als Romani bezeichnet sind) sich zu ersparen, läßt er sich von einem Sklaven den Kopf mit einem Mantel verhüllen. Nicht minder scharf äußert sich das nationale Selbstgefühl gegenüber den östlichen Nachbarn, den Slawen. Die rassische Abneigung gegen sie kehrt in den Quellen aller Jahrhunderte wieder. Wie einst der Römer von den Germanen, so spricht jetzt der niedersächsische Geschichtschreiber Widukind von den Slawen als den barbari. Der Mönch von St. Gallen erzählt von einem alamannischen Recken, der die Slawen „Fröschlein und Würmer geheißen und sie wie solche an seinen Spieß gesteckt habe“. In der Lebensbeschreibung des Fuldaer Abtes Sturmi kommt dieser unterwegs an Slawen vorbei, die im Flusse baden, und sein Biograph unterläßt nicht zu betonen, daß Sturmi „ihren Gestank“ verabscheut habe. „Aus späterer Zeit überliefert ist der hochfahrende Einspruch des sächsischen Markgrafen Theoderich, als ein slawischer Häuptling um die Nichte des Herzogs Bernhard wirbt: die Blutsverwandte eines Herzogs solle keinem Hunde gegeben werden.“ [1]) Die Erbitterung und Unmenschlichkeit, mit der zur Zeit der sächsischen Kaiser wie auch später die Kämpfe mit den Slawen geführt werden, kennzeichnet diese durchaus als Rassen- und Vernichtungskriege. Die Kluft erscheint unüberbrückbar. Von den Stormarn sagt Adam von Bremen (11. Jhdt.) gelegentlich, daß sie die Gefangenschaft bei den Slawen für schlimmer hielten als den Tod. Nach der Trennung des Karlingerreichs in einen ostfränkischen und westfränkischen Teilstaat macht sich der nationale Gegensatz auch zwischen diesen bemerkbar. Eine Stelle in dem Bericht des westfränkischen Mönches Richer über die Zusammenkunft Heinrichs I. mit dem französischen Könige (die freilich möglicherweise mehr die Auffassung des ausgehenden 10. Jhdts. spiegelt) darf man wohl als symptomatisch bewerten. Sie lautet: „Die Jünglinge der Ger-

1) Schultheiß S. 151.

manen und Gallier — d. h. der Deutschen und Franzosen —, durch die Eigenart ihrer Sprachen gegenseitig abgestoßen, begannen, wie es bei ihnen herkömmlich ist, mit vieler Gereiztheit sich durch Schmähreden zu reizen; in Haufen gingen sie mit den Schwerten gegeneinander, und es kam zu tödlichen Verwundungen."

Durch die Eigenart ihrer Sprachen gegenseitig abgestoßen! Diese Bemerkung gibt einen beachtenswerten Fingerzeig. Es ist die sprachliche Einheit, in der das erwachende Nationalgefühl seine zweite Wurzel hat. Auch sie tritt erst allmählich in das Bewußtsein. Lehrreich hierfür ist der Wandel, den der schließliche Gesamtname der Nation, das Wort „deutsch" also, im Laufe der Jahrhunderte durchmacht. Wir begegnen ihm zufrühest, in der lateinischen Form „thiutiscus", in einer Quelle aus der Zeit Karls des Großen. Das Wort ist aus dem germanischen diot (thiot) = Volk und dessen Ableitungen diuten = volksgemäß machen und githiuti = Verständlichkeit gebildet (vgl. unser „deuten" und „Deutlichkeit") und bedeutet zunächst nur „dem Volke verständlich, dem Volke gemäß", und zwar mit Bezug auf die Sprache. Es bezeichnet in jener wie in anderen Quellen der Zeit lediglich die Volkssprache im Gegensatz zur internationalen Kirchensprache, dem Latein. Auch im sprachlichen Sinne, aber zugleich doch wohl schon als Ausdruck eines nationalen Gegensatzes zum Romanentum, kehrt es wieder in Nithards Bericht über die berühmten Straßburger Eide (842), mit denen Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle ihr Bündnis gegen den dritten Bruder, Lothar, bekräftigen. In der teudisca lingua schwört Karl dem ostfränkischen, deutschen, Heere Ludwigs, während dieser in der romana lingua dem westfränkischen Heere des Bruders den Eid leistet. „Zur Bezeichnung des deutschen Typus überhaupt", um mit Lamprecht zu reden, erscheint es zum ersten Male in den Verhandlungen einer Gerichtsversammlung zu Trient vom Jahre 845, wo die „Teutisci" ausdrücklich von den bereits romanisierten Langobarden unterschieden werden. In Deutschland wird das Wort erst viel später in diesem Sinne gebraucht. Noch zur Zeit Heinrichs I. (919—936) fehlt es an einem gemeinsamen Namen für die

Bevölkerung des Reichs. Will ein Urkundenschreiber oder Chronist die Gesamtheit der deutschen Stämme bezeichnen, so spricht er wie in karlingischer Zeit von „Franci“ oder gar — an lateinischen Autoren geschult, wie er ist — noch von „barbari“. Das Reich heißt nach wie vor das „ostfränkische“, allenfalls das „Reich der Sachsen und Franken“. In der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts taucht, jedoch nur in der Sprache der Gelehrten, das Wort teutonicus auf zur Bezeichnung der Nation. Die Hauptwörter Teutoni und Teutones kommen zuerst im Jahre 909 in Italien vor, in Deutschland erst ein halbes Jahrhundert später in Urkunden, dann auch bei Geschichtschreibern, und zwar, nach Schultheiß' (wohl zutreffender) Meinung „eher als Herübernahme aus dem Sprachgebrauch Italiens, denn als Folge der inneren Entwicklung der deutschen Stämme zur Volkseinheit.“

Auch jetzt wieder wird also, wie einst die Germanen ihren Gesamtnamen von den Römern oder Kelten empfingen, die Zusammengehörigkeit der Deutschen von den Ausländern früher und klarer empfunden als von ihnen selbst. Zweifellos hat hierzu, soweit Italien in Betracht kommt, wesentlich die Tatsache beigetragen, daß auf den häufigen Römerzügen der Kaiser „das kriegerische Aufgebot aller deutschen Stämme als einheitlicher Körper auftrat“. Umgekehrt mögen aber auch gerade die Italienzüge durch den gemeinsam gefühlten Gegensatz zur fremden Volksart und Kultur, zu Land und Klima das Verwandtschafts- und Zusammengehörigkeitsbewußtsein der Deutschen untereinander gefördert haben. Empfinden solcher Art spürt man deutlich in folgender Stelle des Geschichtsschreibers Thietmar von Merseburg. „Mit größtem Glück und Ruhm“, erzählt er, „überwand Heinrich II. die Mühseligkeiten der Alpen und gelangte zu der Traulichkeit unserer Gegend; denn die Beschaffenheit des dortigen Klimas und die Bevölkerung stimmt nicht zu unseren Ländern. Viele Nachstellungen leider gibt es in Romanien und Langobardien; allen, die dorthin kommen, ist wenig Milde bereit; alles, was die Fremden fordern, ist zu kaufen und das unter Trug, und viele gehen am gereichten Gift zugrunde.“ Es liegt mehr als nur Heimatsgefühl in dieser bewußten

Gegenüberstellung, dem Schreiber schwebt doch schon der Begriff des gesamten Deutschland vor. Klar ausgesprochen finden wir diesen in einer fast gleichzeitigen Quelle, in Brunos Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert, wo von der „Teutonum tellus", dem Lande der Deutschen, die Rede ist, und gegen Ende des Jahrhunderts (1079) ertönt auch — fast gleichzeitig bei einem schwäbischen und einem fränkischen Chronisten — zum ersten Male das Wort vom deutschen Vaterland (teutonica patria).

Mit der geschilderten Entwicklung geht indes zunächst keineswegs eine solche des politischen Nationalbewußtseins Hand in Hand. Die Unterscheidung der Deutschen von den anderen Völkern nach ihrer körperlichen Erscheinung und ihrer Sprache führt noch nicht ohne weiteres zum Bewußtsein auch ihrer staatlichen Zusammengehörigkeit. Die räumliche Voraussetzung dafür ist seit den Verträgen von Verdun (843) und Mersen (870) an sich gegeben, insofern als von da ab die Gesamtheit der Deutschen in einem Staate — Ostfranken, wie er zunächst genannt wird — vereinigt ist. Aber die alten Vorstellungen von der fränkischen Weltmonarchie einerseits, das Überwuchern des Stammesbewußtseins andrerseits verzögern lange die Entstehung einer geschlossenen Nation wie eines von ihr getragenen Nationalbewußtseins.

Zunächst scheint mit dem Zerfall des Einheitsreiches nach Karls Tode „jedes Gefühl für Vaterland, geschweige für Nationalität, zersetzt und geschwunden zu sein". Die Karlinge des 9. Jahrhunderts selber sind das deutlichste Beispiel. Aufreizung fremder Völker gegen das Reich des Bruders, Übergang zum Feinde, Verrat jeder Art wiederholen sich ständig, und es ist bezeichnend, daß sie von den Geschichtschreibern mit völliger Gelassenheit erzählt werden. Offenbar wird in ihnen durch diese Dinge keinerlei nationales Empfinden verletzt, während etwa Bruch der persönlichen Treue oder gar Frevel gegen die Kirche und ihre Heiligen aufs schärfste verdammt werden.

Schon die Reichsteilungen selbst vollziehen sich meist unbeeinflußt von nationalen Gesichtspunkten, willkürlich durch-

schneiden die neuen Grenzen Gebiete germanischen wie romanischen Volkstums. Durch den Vertrag von Mersen entsteht zwar mit Ludwigs des Deutschen Reich ein Staatswesen fast rein germanischer Bevölkerung, und seit Heinrich I. spricht man gar von einem „deutschen Nationalstaat", aber wie wenig diese politische Einigung als national empfunden wird, zeigt am besten das Fehlen einer entsprechenden Benennung des neuen Gebildes. Das von den römischen Schriftstellern übernommene Wort Germania wird in den Quellen nur geographisch gebraucht. Will ein deutscher Chronist den Umfang der Herrschaft etwa Ludwigs des Deutschen umschreiben, so hilft er sich mit der Aufzählung ihrer Teile und nennt ihn „König oder Kaiser ganz Germaniens, der Rhätien und des alten Frankens, Sachsens, Thüringens, Norikums, der Pannonien und aller nördlichen Völker [1]). Oder er sagt von einem seiner Nachfolger: er herrschte über die Bayern, die Schwaben, die deutschen Franken, die Lothringer und die kühnen Sachsen [2]).

Die Einheit aller dieser Stämme stellt eben jahrhundertelang nur das deutsche Königtum dar. Dieses geht hervor aus der Wahl der Stämme und bedarf zur tatsächlichen Ausübung der Macht ihrer Anerkennung. Aber die Schwäche, die hierin zweifellos gegenüber einem durch Erblichkeit gefestigten Königtum liegt, bedingt zugleich einen nationalen Vorzug: die Unteilbarkeit des Reichs. Daraus, wie sich die Nation oder ihre einzelnen Schichten zu den verschiedenen Zeiten zum Königtum stellen, ergibt sich ein sicherer Prüfstein für das Vorhandensein oder Fehlen des nationalen Gefühls.

Die Kämpfe, die die Könige aus dem sächsischen und salischen Hause um ihre Anerkennung zu führen haben, zeigen, wie sehr jedenfalls bei den deutschen Großen persönliche Antriebe und Stammesgefühl überwiegen. Am meisten gilt dies von den nächsten Verwandten des Herrschers. „Otto dem Großen trachten zwei Brüder nach dem Leben, der Schwager erhebt sich gegen ihn, und selbst als er die höchsten Würden

1) Mon. S. Gall. II, 11. 2) Liutprandi Antapodosis I, 12.

nächst der Krone seinen Angehörigen verleiht, tragen doch wieder Sohn und Eidam die Waffen gegen ihn. Sein Nachfolger hat im Vetter den bittersten Feind gehabt. Ebenso muß Heinrich II. Bruder und Schwager im Aufstand sehen, auch den späteren König Konrad II. Dieser wieder hat mit Vetter und Stiefsohn zu kämpfen; der eigene Sohn widersetzt sich offen seinen Plänen. Auch Heinrich III. findet keine Stütze an seinen nächsten Verwandten, die ihm nach Krone und Leben trachten." Keinerlei nationale Bedenken verhindern selbst offenen Landesverrat. „Ottos I. Sohn und voraussichtlicher Nachfolger Ludolf und Konrad, der Eidam, wird des Einverständnisses mit den Ungarn bezichtigt; die sächsischen Großen Wichmann und Ekbert des mit den Slawen, Wichmann führt selbst die Feinde ins Vaterland. Mit gleicher Skrupellosigkeit tritt später Heinrich der Zänker in hochverräterisches Einvernehmen mit den Fürsten der Böhmen, Polen und Abotriten, ja dem französischen Könige Lothar. Bei der ersten Verschwörung gegen Konrad II. finden sich deutsche Große zusammen mit dem Könige von Frankreich und mehreren französischen Großen." „Der abgesetzte Konrad von Baiern geht 1053 ohne Bedenken zu den Ungarn über und führt ein Heer derselben in die Grenzen des Reichs [1])."

Es fehlt diesen Beispielen gegenüber freilich auch nicht an solchen treuer Ergebenheit. Aus den Kämpfen um das Königtum Heinrichs IV. sei nur an den Bruder des Gegenkönigs Hermann von Lützelburg, an den Pfalzgrafen Rapoto von Baiern, den Böhmenherzog Wratislaw erinnert. Eines, das der Lebensbeschreiber Konrads II. Wipo erwähnt, verdient besondere Hervorhebung, weil es zeigt, wie der (in Erneuerung einer längst veralteten Sitte) von den Freien dem Könige unmittelbar geleistete Treueid diese zu einer festen Stütze des Königtums macht. Als nämlich des Königs Stiefsohn, Herzog Ernst von Schwaben, seine Landsleute dazu bewegen will, ihm bei seinem Aufstande gegen Konrad beizustehen, und sie daran erinnert, daß die Schwaben das Zeugnis

1) Nach Schultheiß S. 158. 193.

der Treue und Beständigkeit gegen ihre Herren besäßen, entgegnen ihm die Wortführer der Freien, daß sich diese Treue nicht gegen den Kaiser und König richten könne. Die Begründung, die sie diesem Satze dann geben, offenbart freilich nur ein persönliches Motiv, kein nationales. Wenn sie, heißt es, als Knechte vom Kaiser dem Herzog Ernst übergeben worden wären, dürften sie sich nicht von ihm trennen; da sie aber Freie seien und als höchsten Verteidiger ihrer Freiheit den König und Kaiser hätten, so gingen sie der Freiheit verlustig, wenn sie von diesem abfielen [1]).

Immerhin machen sich gegen Ende des 11. Jahrhunderts nun doch auch die Anzeichen für das Erwachen eines politischen Nationalgefühls bemerkbar. Sicherlich haben die Erfolge der salischen Kaiserpolitik wesentlich dazu beigetragen. Eine Machtstellung, wie sie etwa Heinrich III. um 1050 besaß, konnte nicht ohne Wirkung bleiben auf das Selbstgefühl des Volkes, auf dessen Waffentaten sie letzten Endes beruhte. Mehrfach finden sich denn jetzt auch in den Quellen ein nationaler Stolz und ein Gefühl für die Würde des Reichs, wie man sie noch zur Zeit der Ottonen vergeblich suchen würde. So sagen etwa die Altaicher Annalen mit Bezug auf den elfjährigen Knaben Heinrich (IV.), daß „deutsche Könige nicht pflegen, durch die Drohungen irgendwessen abgeschreckt zu werden oder vor ihnen zurückzuweichen", oder von seiner ersten Heerfahrt nach Ungarn, daß „noch nichts geschehen sei, was des Königs Namen würdig gewesen". Ein gleichzeitiger Chronist, Lambert von Hersfeld, „läßt 1075 vor der Schlacht bei Hohenburg den Schwabenherzog Rudolf die bewaffnete Erhebung der Sachsen gegen den Kaiser als eine Beschimpfung des deutschen Reichs bezeichnen, die durch alle folgenden Jahrhunderte nicht zu tilgen sei". Daß über den inneren deutschen Zwisten die Macht der „Barbaren", d. h. der Slawen, so angewachsen ist, daß der Herzog von Böhmen sengend und brennend das Reich verheert, und der Polenherzog es wagen kann, sich den Königstitel beizulegen, empfindet er als Schmach. Die gleiche Denkweise spricht aus der

1) Wipo c. 20.

Verteidigungsrede, die er dem des Landesverrats bezichtigten Erzbischof Anno von Köln in den Mund legt.

Das Erstarken des nationalen Ehrgefühls wird besonders deutlich, wenn man die Äußerungen zeitlich verschiedener Quellen zu ein und demselben politischen Vorgange gegenüberstellt. Während z. B. zeitgenössische Chronisten eine Tatsache wie etwa den Hochverrat Heinrichs des Zänkers ohne irgendwelche persönliche Stellungnahme erzählen, brandmarkt ein Jahrhundert später ein Geschichtschreiber sie aus seinem nationalen Empfinden heraus rückhaltlos als einen „verworfenen, ruchlosen Plan [1])".

Trotz allen Parteikämpfen und Stammesgegensätzen erscheint in dieser Zeit auch das nationale Einheitsgefühl erhöht, behauptet sich das Gefühl für das deutsche Reich in seinem historischen Zusammenschluß unter dem einen und unteilbaren Königtum. Bezeichnend dafür ist die Stellung der Sachsen zu Heinrich IV. Bei aller Erbitterung gegen ihn und trotz der Erhebung eines Gegenkönigs ist ihr Ziel nicht Absonderung und Selbständigkeit, sondern nur Ausschluß des salischen Hauses vom Herrscheramt und Wahl eines neuen Königs, „dem sie dann treu dienen wollen, damit alle Glieder des Reichs wie früher als Einheit unter einem einzigen Könige sich zusammenschließen [2])." Zu ihrer vollen Höhe gelangt diese Entwicklung indes erst im 12. Jahrhundert durch das deutsche Rittertum unter dem Herrschergeschlecht der Hohenstaufen.

V.

Das ritterliche Nationalgefühl

Etwa seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts tritt in Deutschland ein neuer Stand in den Vordergrund des politischen und geistigen Lebens und gibt diesem bald ein völlig

1) Lambert v. Hersfeld z. J. 974.
2) Bruno, Sachsenkrieg, Kap. 130.

neues Gepräge. Das sind die Ministerialen oder ritterlichen Dienstmannen. Sie verdrängen den bis dahin allein führenden Stand der Geistlichkeit; ein „ritterliches Zeitalter“ löst unter dem glanzvollen Herrschergeschlecht der Hohenstaufen das sog. „geistliche Zeitalter“ der Karlinge, Ottonen und Salier ab.

Sein Emporkommen geht zurück auf den klugen und weitreichenden Gedanken Konrads II., die Abhängigkeit der kleinen Lehensträger, eben der ritterlichen Dienstmannen, von ihren Lehnsherren — Herzögen, Bischöfen, Grafen usw. — dadurch zu verringern, daß er die Erblichkeit ihrer kleinen Lehen zur Geltung bringt. Indem so das Königtum zum Schützer dieses zahlreichen Standes gegenüber den Großen wird, gewinnt es seinerseits in ihm die wertvollste Stütze und erfüllt ihn mit unbedingter Königstreue und Staatsgefühl [1]).

Auf allen Gebieten übernimmt der neue Stand die Führung. Er stellt den Kaisern die Heere für Römer- und Kreuzzüge, er liefert ihnen die Beamten, er bildet — freilich von seinem Ursprungslande Frankreich her beeinflußt — eine feste Art und Weise des ritterlichen Lebens aus, bestimmte Standesanschauungen von Ehre, Sitte, Stellung der Frau, er schafft endlich — auch hier nicht ohne romanisches Vorbild — eine neue lyrische und epische Dichtung. Dieser Ritterstand ist während des 12. und 13. Jahrhunderts „der eigentliche Träger des deutschen Nationalgefühls, des Stolzes auf die Macht der Könige und des Reiches“. Er geht Hand in Hand mit dem Bewußtsein der eigenen kriegerischen Tüchtigkeit und Überlegenheit. Auf den zahlreichen Italienzügen wie auf den Kreuzfahrten lernen die anderen Völker, besonders die Welschen, sie genugsam kennen und fürchten. Noch aus der Zeit Heinrichs IV. stammt die folgende Schilderung eines italienischen Geschichtschreibers, der dabei hauptsächlich die schwäbischen Ritter im Auge hat. „Stolz auf ihren Haarschmuck und ihre stattliche Körpergröße, sagt er, verlachen die Deutschen die kleineren Normannen. Das Volk ist tapfer und

1) Vgl. Wipo c. 6.

voll wilden Mutes ... Das Schwert führen sie besonders lang und scharf und spalten häufig den Gegner vom Scheitel bis zur Mitte des Leibes. Sind sie vom Pferde abgestiegen, so stehen sie unerschütterlich, lieber wollen sie sterben als fliehen [1])." Uhlands bekanntes Gedicht „Schwabenstreiche" fußt auf der ähnlichen Schilderung eines byzantinischen Schriftstellers. Dieser Wirkung auf die Feinde entspricht die eigene Anschauung der Deutschen. Der Stolz auf die Tapferkeit, die Körperkraft, den Waffenruhm des deutschen Rittertums klingt aus allen geschichtlichen wie literarischen Quellen der Zeit, mögen sie von Standesgenossen oder von Geistlichen geschrieben sein. So warnt bei Rahewin der Patriarch von Aquileja die Einwohner von Crema, „sie hätten die Wildheit der Deutschen, ihre Tapferkeit und Körpergröße kennen gelernt, sie sollten nicht zweifeln, daß ihr Mut noch größer sei als ihre Körper, und daß ihre Seelen den Tod geringschätzten [2])". In einer gleichzeitigen gereimten Lebensbeschreibung Friedrichs I. preist der Dichter die deutschen Schwerter, die „Erdkreis und Meer bewegen konnten", und ruft aus:

„Solcher Beherztheit kann nichts an die Seite sich stellen [3])",

und ähnlich heißt es im Tegernseer Antichristspiel:

„Hoch ragt das Volk der Deutschen in jedem Waffenwerke,
So bezeugen es, die erfuhren ihre Stärke ....
Unklug ist's, die Waffen mit den Deutschen zu kreuzen [4])."

Diesem hohen Selbstgefühl entspricht die Geringschätzung anderer Völker, wie sie ähnlich schon früher festgestellt wurde. In einer Chronik des dritten Kreuzzuges werden z. B. die Ungarn Halbbarbaren genannt, nach der Meinung der ihr Land durchziehenden deutschen Kreuzfahrer sei es kein Unterschied gewesen, ob man die Heiden oder Ungarn totschlüge [5]). Ein anderer geistlicher Geschichtschreiber bewundert, als er von dem „scheußlichen Volke spricht, die göttliche Geduld, daß

1) Gesta Rob. Wiscardi II, 93. 151.
2) Rahewin IV, 61.
3) Gottfried v. Viterbo; hier nach Schultheiß S. 222.
4) Schultheiß S. 232.
5) Ekkehard v. Aura z. J. 1096 u. 1099.

sie solchen Zerrbildern von Menschen ein so ergötzliches Land überlassen habe [1])". Den Slawen fühlt man sich so überlegen, das der sog. sächsische Annalist z. B. „von einem Siege, den Graf Otto von Ballenstädt mit 60 deutschen Rittern über 2800 Slawen errungen habe, von denen 1700 gefallen seien, so gelassen erzählt, als ob es etwas ganz Gewöhnliches und Selbstverständliches wäre. Die Lombarden gelten als feige, eine Quelle spricht verächtlich von ihrem „kaum lauen Blut [2])". Kein Wunder, daß der „deutsche Hochmut" in dieser Zeit bei den anderen Völkern sprichwörtlich ist, und daß sie ihn mit Neid und bitterem Haß erwidern. Nur die französische Ritterschaft (die freilich trotz romanischer Sprache und Kultur überwiegend germanischen Blutes ist) behauptet den Deutschen gegenüber ein hohes Selbst-, ja mitunter Überlegenheitsbewußtsein. Die gegenseitige Eifersucht kommt bei gemeinsamen Unternehmungen wie den Kreuzzügen oft blutig zum Austrag.

Das für die Entwicklung Wesentliche gegenüber ähnlichen Stimmungen früherer Zeiten ist, daß in dem ritterlichen Nationalgefühl „die Unterschiede der Stämme völlig zurücktreten", es ist deutsches Nationalgefühl schlechthin. In dem Aufkommen des neuen Standes, der bald über ganz Deutschland verbreitet ist, liegt an sich schon ein einigendes Moment. Das gleiche Standesbewußtsein erfüllt den fränkischen wie den bayrischen Ritter, dieselben Standesgesetze binden den Schwaben wie den Sachsen, an Rhein wie an der Donau finden Minnelied und ritterliches Epos gleich dankbare Hörer. Demgegenüber verliert das alte Stammesbewußtsein immer mehr an Bedeutung.

Man pflegt die Lieder und Sprüche Walthers von der Vogelweide als ersten, machtvollen Ausdruck des neuen Nationalgefühls zu nennen und hat sein noch heute bekanntes „Ir sult sprechen willekomen" wohl gar als die „erste deutsche Nationalhymne" bezeichnet. Prüfen wir es daraufhin! Viele Lande habe er gesehen, singt der Dichter,

1) Otto v. Freising I, 32
2) Ekkehard v. Aura z. J. 1101.

und überall sein Augenmerk auf die Besten gerichtet, aber es solle ihm schlecht ergehen, käme er je dahin, „daß ihm wohl gefallen wollte fremde Sitte“. Wenn er es auch unrechter Weise bestreiten wollte, „deutsche Zucht geht ihnen allen voran“. Und weiter singt der Dichter:

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
Swer sî schildet, derst betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil:
lange müeze ich leben dar inne!

„Deutschland über alles“ gibt Wilmanns in seiner Waltherausgabe dem Liede zur Überschrift. Aber haben wir hier wirklich deutsches Nationalbewußtsein und völkischen Stolz in dem Sinne vor uns, wie sie uns aus dem Liede Hoffmanns von Fallersleben entgegenbrausen? Die „tiuschiu zuht“, die „fremeder site“ gegenübergestellt wird, der Lobpreis von „tugent und reiner minne“, das Betonen der Wohlerzogenheit der deutschen Männer (nicht etwa ihrer Kampftüchtigkeit oder dergleichen) weisen — darin wird man Lamprecht zustimmen müssen — doch wohl auf einen abweichenden Sinn. Nicht Deutschland oder den Deutschen schlechthin wird der Vorrang vor den andern Völkern zugesprochen, lediglich dem deutschen Rittertum und seiner höveschéit, d. h. der feinen Sitte und edlen Lebensführung des Standes. Daneben (Strophe 4) körperlichen Vorzügen, besonders der Frauen. „Es ist nicht ein allgemeines, sondern ein ritterlich konventionelles, berufsmäßig gebundenes Nationalbewußtsein, das durch Walthers Mund im Liede spricht.“

Die Frage ist nur: ist diese Art Nationalbewußtsein — wie Lamprecht meint — das Nationalbewußtsein des staufischen Zeitalters überhaupt? Walthers eigene Dichtung spricht dagegen. Wie schon in seiner Lyrik Wahrheit und Tiefe des Gefühls, Natürlichkeit und Echtheit des Wesens oft genug die Schranken der Konvention durchbrechen, wie sie sie damit über den Charakter der Standespoesie hinausheben zur Höhe rein menschlicher Dichtung und ihr zugleich in den

glücklichsten Würfen jene volksliedhafte Form verleihen, die ihr ein Weiterleben auf Jahrhunderte verbürgte, so ist Walther auch in seinem nationalen Denken keineswegs in der Enge ritterlicher Konvention befangen. Wie hätte er anders der erste große politische Dichter der Deutschen werden können, als der er mit Recht gilt.

Die Zeit um 1200 ist erfüllt von dem großen Kampfe zwischen Kaisertum und Papsttum. Im Jahre 1197 stirbt Barbarossas Sohn Heinrich VI., in der Blüte des Lebens hinweggerafft aus gewaltigen Plänen zur Begründung eines neuen Universalreichs, zu dem mit dem Erwerb des ehemaligen Normannenstaats in Unteritalien die sichere Grundlage gelegt schien. Dieser Tod ist ein Verhängnis für Deutschland. Einmal entbrennt alsbald, da Heinrichs einziger Sohn, der spätere Kaiser Friedrich II., erst drei Jahre alt ist, zwischen der staufischen und der welfischen Partei der Fürsten ein erbitterter Kampf um die Thronfolge, sodann aber erhebt unter Innozens III. das durch Heinrich bezwungene Papsttum kühn wieder das Haupt, um in kluger Benutzung des deutschen Bruderkrieges sein altes Ziel der päpstlichen Weltherrschaft von neuem zu verfolgen. Aus diesen Wirren und Kämpfen erwachsen nun Walthers „Sprüche", einstrophige Gedichte vorwiegend politischen Inhalts. Der Dichter selbst steht durch die persönlichen Beziehungen, die ihn nacheinander mit drei deutschen Herrschern, Philipp, Otto IV. und Friedrich II., verbinden, den politischen Vorgängen nahe genug. Mit lebhaftestem Anteil verfolgt er sie und greift in sie mit seinen Zeitgedichten — mahnend und warnend, bald mit feurigem Zuruf, bald mit bitterem Spott — voll Kraft und Leidenschaft ein. Zweimal wechselt er die Partei, aber nicht aus unlauteren Beweggründen, immer ist es das Heil des Reiches, seiner deutschen Nation, das ihm am Herzen liegt. So ruft er, als die Doppelwahl Philipps und Ottos IV. das Reich mit dem Bürgerkrieg bedroht, mit mahnender Stimme die Nation zur Einigkeit auf. „Er sitzt an einem rauschenden Wasser und erblickt die Fische in ihrem Element; da ist ihm, als schaute er alle Kreatur über die ganze Erde hin; was kriecht, fliegt und läuft, alles sieht er im harten Kampf ums

Dasein miteinander ringen. Und doch leben alle nach einer bestimmten Ordnung unter Herrschern, die sie sich wählen[1])." Wie aber sieht es im Reiche aus!

Sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge!
daz nû diu mügge ir künec hât,
und daz dîn êre alsô zergât.
bekêrâ dich, bekêre!

Zu übermächtig schon sind die deutschen Fürsten geworden, auch von äußeren Feinden droht Gefahr, da soll sich die Nation einmütig um den rechtmäßigen Herrscher scharen und jenen ein „Zurück" gebieten. Ehre und Macht des Reiches gehen ihm über alles. Daher sein leidenschaftlicher Haß gegen das verweltlichte und nach weltlicher Macht strebende Papsttum. In ihm sieht er den Urheber alles deutschen Jammers. Nirgends kommt sein patriotischer Zorn schärfer zum Ausdruck als in den bitter-sarkastischen Versen des Spruches gegen Innozens III. aus dem Jahre 1213, als dieser die Christenheit zu Spenden für einen Kreuzzug aufgefordert hatte, und überall in Deutschland die Opferstöcke aufgestellt wurden. Wir geben ihn hier in der glücklichen Nachdichtung Friedrich Vogts.

„Ha, wie so christlich hör den Papst ich jetzo lachen,
wenn er zu seinen Welschen sagt: ‚Seht her, so muß man's machen.'
Er spricht — o Schande, daß er's auch nur je gedacht! —
‚Zwei Alemanni hab' ich unter eine Kron' gebracht! —
damit das Reich verwüstet und zerstört ihr Hassen.
Unterdessen füllen wir die Kassen:
zum Opferstocke trieb ich sie, ihr Gut ist alles mein,
ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein,
die deutschen ... sollt ihr fasten lassen.'"

Durch einen Zeitgenossen, Thomasin von Zirkläre, wissen wir, welch mächtige Wirkung Walthers Dichtung in Deutschland ausübte. Durch diesen e i n e n Spruch, so klagt Thomasin, habe der Sänger Tausende von der Erfüllung des päpstlichen und göttlichen Gebotes abgehalten. Wie wäre das

1) Vogt-Koch I, 189.

möglich gewesen, hätte Walther nicht Tausenden aus der eigenen Seele gesprochen. Seine Sprüche hätten nicht weithin durch die Nation Widerhall gefunden, wären sie nicht selber erwachsen aus dem Mutterboden einer großen nationalen Gesamtstimmung.

Das Vorhandensein einer solchen bestätigt sich in der Tat auch anderweit. Die glänzende Machtstellung Friedrich Barbarossas und Heinrichs VI. verfehlt nicht ihren Eindruck auf die Zeitgenossen und weckt auch über den Ritterstand hinaus ein gesteigertes Selbstgefühl in Deutschland. Wie lange und tief hat nicht das oft geschilderte Reichsfest zu Mainz (1184) auf die Phantasie der Nation gewirkt. Befriedigter Stolz spricht oft aus den Berichten der Geschichtschreiber der beiden Kaiser. „Gegen den Aufruhr der Mailänder — heißt es da etwa — setzte Friedrich, der allzeit unbesiegliche Kaiser der Römer, das scharfe, rasche, unbändige Schwert der Deutschen in Bewegung und die Fürsten seines ganzen Reiches in ihrer ganzen Tapferkeit, unzählbar wie der Sand am Gestade des Meeres [1])." Und der sog. Erzpoet singt in einem Lobgedicht auf ihn:

„Kaiser Friedrich, der Fürsten Fürst, die auf Erden leben,
Deiner Kriegsdrommete schon der Feinde Burgen beben"

oder:

„Mit der Lanze [2]) schmettert er, die ihm widerstehen,
Rächend nieder, Karl [3]) in ihm ist siegreich neu erstanden" [4]).

Daß Friedrich selbst bei allen Weltreichsplänen, die er verfolgte, sich durchaus als Deutscher gefühlt hat, bezeugen die Quellen an mehr an einer Stelle. „Ein Engländer hebt von ihm hervor, er habe die deutsche Sprache so hoch geschätzt, daß er, obgleich einer sonstigen Sprache nicht unkundig, mit den Gesandten anderer Völker ausschließlich durch Dolmetscher geredet habe [5])." Auch 1177 bei der Ausrufung des Friedens in Venedig hält er eine deutsche Rede.

1) Vita Arnoldi p. 264.
2) Die heilige Lanze, eins der Reichskleinode.
3) Karl d. Gr.
4) J. Grimm, Kl. Schriften III, 59, 70.
5) Itinerarium peregrinorum c. 18.

Nicht leicht zu erkennen ist, wie weit die mittelhochdeutsche Dichtung auf die Entwicklung des Nationalgefühls befruchtend eingewirkt hat. Einen hohen nationalen Gewinn an sich bedeutet es zweifellos, daß durch die ritterlichen Epiker das alte Sagengut aus germanischer Frühzeit wieder gehoben wird. Durch sie erst erlangt es die endgültige dichterische Formung und wird so zum unverlierbaren Besitz der Nation. Dazu kommt noch ein Weiteres. Während man in den früheren Jahrhunderten, streng genommen, nur von fränkischer, langobardischer, friesischer usw. Sage reden kann, findet jetzt — durch die ritterlichen Sänger, vor allem aber durch die fahrenden Spielleute — ein Austausch der einzelnen Sagenkreise statt, und es entsteht zum erstenmal eine allgemeine deutsche Heldensage. So hat z. B. der Stoff unserer beiden großen Nationalepen, des Nibelungenlieds und der Gudrun, trotz ihrem nordischen Ursprung und Grundcharakter gerade in den Donauländern besondere Pflege und Bearbeitung erfahren. Darf man hiernach eine Erhöhung des nationalen Gemeinschaftsgefühls als Wirkung der mittelhochdeutschen Epik annehmen, so nicht minder ein verstärktes Bewußtwerden des eigenen nationalen Charakters. Im Spiegel der nationalen Typen, die diese Epen vor die Hörer und Leser stellen, sehen diese sich selbst. Siegfried wie Parzival sind gleichermaßen Verkörperungen urdeutschen Wesens.

VI.

Die „teutsche Nation"

Mit dem Untergange des Staufengeschlechts um die Mitte des 13. Jahrhunderts bricht die deutsche Kaiserherrlichkeit endgültig zusammen. Der Traum des deutschen Universalreichs scheitert an seiner inneren Unmöglichkeit. Lebendig aber bleibt auch jetzt noch die Reichs- und Kaiseridee. Ja, sie wird (kann man mit Joachimsen sagen), je schwächer das Kaisertum selbst in den nächsten drei Jahrhunderten

wird, nur um so bedeutsamer und wirkungsvoller für das nationale Bewußtsein.

Wie sehr sie Phantasie und Denken der Nation bis in ihre untersten Schichten erfüllt, beweist schon das Entstehen der Kaisersage. „Er lebt und lebt nicht", heißt es in einer Prophezeiung noch des 13. Jahrhunderts von Friedrich II., dem letzten staufischen Kaiser, „er wird wiederkommen oder einer aus seinem Geschlecht[1])". Wo immer im Reich bei der Ohnmacht des Kaisertums Gewalt vor Recht geht, wo das niedere Volk unter der Willkür ungezügelter Bedrücker seufzt, finden solche Weissagungen fruchtbaren Boden. Kommt in ihnen zunächst das Sehnen nach dem Friedebringer, dem Wiederaufrichter und Schützer des Rechts in deutschen Landen zum Ausdruck, so bewahren sie doch gleichzeitig unverblaßt die alte Vorstellung vom Weltkaiser und Gottesvogt, der die angemaßte weltliche Macht der verderbten Kirche brechen und das Heilige Grab befreien wird und dessen Friedensherrschaft über das Erdreich währen wird bis zum Kommen des Antichrists. Dieser Glaube erhält sich durch Jahrhunderte, weit über das Mittelalter hinaus, und es ist kein Wunder, daß er mehr als einmal das Auftauchen falscher Friedriche zur Folge hat. Wenige Jahrzehnte nach Friedrichs II. Tod muß Rudolf von Habsburg gegen einen solchen Wahnbetörten schon Heeresmacht aufbieten, so stark ist sein Anhang im Volke. Und noch im Todesjahre Luthers, 1546, findet ein Betrüger in Langensalza Glauben, der sich für den aus dem nahen Kyffhäuser auferstandenen Kaiser Friedrich ausgibt. Die Übertragung der alten Sage auf die Person Friedrich Barbarossas geschieht erst in unserer Zeit, wo sie in dem allbekannten Gedichte Friedrich Rückerts ihre letzte und für das nationale Bewußtsein wohl endgültige Gestaltung findet.

In anderer Gestalt, aber von nicht geringerer Kraft finden wir die Kaiseridee in den geistig höchststehenden Schichten. Sie lebt in der Schrift „De prerogativa Romani imperii" des Jordanus von Osnabrück, die die gegen Ende

1) Joachimsen S. 26.

des Jahrhunderts in Italien auftauchenden Pläne einer Reichsteilung aufs schärfste bekämpft. Sie kehrt wieder im 14. Jahrhundert in den Steit- und Denkschriften der Theologen und Juristen aus der Umgebung Ludwigs des Bayern, die den neuen erbitterten Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum begleiten. Und dieser Gedanke, der so wenig den wirklichen Machtverhältnissen entspricht, hat doch die Kraft, das Nationalgefühl auch anderer Volksschichten zu wecken und zu Taten zu führen. Man denke an die Haltung des deutschen Bürgertums unter Ludwig dem Bayern, an die Beschlüsse des Kurfürstentags zu Rhense vom Jahre 1338. Die politische Stimmung dieser Zeit ist durchaus derjenigen um das Jahr 1200 zu vergleichen, die uns aus den Sprüchen Walthers von der Vogelweide so kraftvoll entgegenklang.

Sicherlich ist diese untrennbare Verbundenheit des nationalen Gefühls mit dem Kaisergedanken — durch die allein es möglich war, daß das Kaisertum trotz dem Verluste Italiens noch jahrhundertelang eine bestimmende Macht in der deutschen Geschichte blieb — kein Segen für Deutschland. Indem sie den Blick der Nation wie mit hypnotischem Bann an ein Trugbild fesselt, hindert sie ihn, seine wahre Aufgabe zu erkennen: die staatliche Zusammenfassung der Nation diesseits der Alpen auf völkischer Grundlage. So kommt es auch, daß selbst nationale Leistungen größten Ausmaßes und von unabsehbarer geschichtlicher Tragweite — die Kolonisation des deutschen Ostens und die Ausbreitung der Hansa — auf die Entwicklung des Nationalbewußtseins überhaupt nicht eingewirkt haben. Dieser gewaltigsten Ausdehnung des deutschen Volkskörpers nach Norden und Osten steht das Kaisertum fern. Die Eroberung und Besiedelung der Slawenländer geschieht unter der Führung einzelner Kraftnaturen des Fürstenstandes, die Hansa ist ausschließlich das Werk eines nicht minder kraftvollen Bürgertums. Während das Abenteuer der Römerzüge, der Glanz der Kaiserkrönungen im fernen Welschland auf die Phantasie wirkt und nationales Selbstbewußtsein erregt, bleibt das stille, aber zähe und zukunftverheißende Vordringen deutscher Bauern und Kaufleute über Elbe und Ost-

see unbeachtet. Bedeutungslos ist es gleichwohl auch seelisch nicht gewesen. Die Kaufleute der Hansa, die sich noch im 13. Jahrhundert „Kaufleute des römischen Reiches" nennen, wie ihre Vorläufer im 10. Jahrhundert „homines imperatoris", und deren glänzende Pionierdienste für das Deutschtum Kaiser und Reich doch nie zu würdigen gewußt haben, sind die ersten Träger eines deutschen Volkstumsbewußtseins, dessen Stärke und Schroffheit man nur mit dem heutigen Angelsachsentum in Vergleich stellen kann. Gerade wie dieses die Kenntnis der Sprachen der wirtschaftlich abhängigen Völker geringschätzend, zwingen sie ihnen, wenigstens im ganzen Norden und Nordosten, die deutsche als Diplomaten- und Handelssprache auf. Die jahrhundertelange Herrschaft der deutschen Kultur in diesen Gebieten hat hier ihren Ursprung.

Daß in der Gesamtnation ein ähnliches Bewußtsein nicht entsteht und nicht entstehen kann, ist in der innerpolitischen Entwicklung Deutschlands im 13. bis 15. Jahrhundert begründet. Sie zeigt uns das Bild ständig fortschreitender Zersplitterung. Neben dem machtlos gewordenen Kaisertum ist längst der hohe Adel, insbesondere der Fürstenstand, als selbständige Macht emporgekommen, nun tritt als dritter Faktor das Bürgertum der mächtig aufblühenden Städte auf den Plan. Es ist dieselbe Entwicklung, die wir, ein wenig früher, auch in den westeuropäischen Staaten beobachten können. Aber während sie in Frankreich und England zum Bunde zwischen Königtum und Bürgertum führt und auf dieser Grundlage zur Entstehung fest umgrenzter Nationalstaaten, bleibt Deutschland dieses Glück versagt. Trotz Hansa und süddeutschen Städtebünden hat das Bürgertum politisch bestimmenden Einfluß auf die Geschicke der Nation nie zu gewinnen vermocht. Um so größer ist seine kulturelle Bedeutung. Mit dem endgültigen Verfall des bis dahin geistig führenden Standes, des Rittertums, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts tritt es an seine Stelle. Die folgenden Jahrhunderte bis zur Reformation, ja teilweise bis zum Dreißigjährigen Kriege, sind das bürgerliche Zeitalter unserer Geschichte.

Es ist kein Zufall, daß das Wort „altdeutsch“ — mögen wir an Kunst, Tracht, Sitte, Recht, Bauweise denken — in uns zunächst stets Vorstellungen aus dem Bereich spätmittelalterlicher Städtekultur auslöst. Es ist dieselbe geistige Welt, an der sich in Straßburg und Frankfurt die Begeisterung des jungen Goethe entzündet hat, und zu der die Betrachtung des alternden zurückgekehrt ist. In ihr wurzelt auch größtenteils die Dichtung der Romantiker. Volksbuch und Volkslied, ihre Hauptanreger und Quellen, sind Schöpfungen des bürgerlichen Zeitalters. Die Erklärung für diese Tatsachen liegt offenbar darin, daß in dem genannten Zeitraum das deutsche Wesen seine für lange Zeit entscheidende Prägung empfangen, daß sich der Typus des deutschen Menschen in ihm endgültig geformt hat.

Es ist klar, daß eine derartige innere Entwicklung das nationale Denken aufs stärkste beeinflussen mußte. Das Bewußtsein der eigenen Art und des eigenen Wertes gewinnt an Klarheit und Bestimmtheit. In nichts spiegelt sich das deutlicher als in der Verdrängung des bislang herrschenden Lateins durch die Muttersprache. Urkunden, Geschichtswerke, Predigt werden mehr und mehr deutsch. Eine ungeahnte Förderung erfährt diese Entwicklung durch den Humanismus. Es erscheint wie eine Ironie des Schicksals, daß diese Bewegung, die die Wiedererlangung des geistigen Besitzes der Antike zum Ziel hatte, einem fremden Kulturideal nachstrebte, mittelbar dem eigenen Volkstum die größten Dienste geleistet hat. Schon im 14. Jahrhundert entstehen Schriften deutscher Humanisten zur Ehrenrettung salischer und staufischer Kaiser gegenüber italienischer Verunglimpfung, entspinnt sich ein literarischer Kampf mit den Franzosen, welche der beiden Nationen mit besserem Recht die schon halb sagenhaft gewordene Gestalt Karls des Großen für sich in Anspruch nehmen könne. Im 15. Jahrhundert aber entdeckt humanistischer Forschungseifer die verschollen gewesenen Schriften des Tacitus wieder, vor allem die „Germania“. Er erschließt damit dem deutschen Volke zum ersten Male die Kenntnis der eigenen Urzeit, die Anfänge seiner stolzen Geschichte. Die Persönlichkeit Armins, des Befreiers, tritt von neuem in

das Bewußtsein der Nation, um fortan nicht wieder aus ihm zu schwinden. Kein Geringerer als Ulrich von Hutten feiert ihn in einem Dialog als Nationalheld und Vorkämpfer deutscher Freiheit. Die Germanen, wie sie Tacitus schildert, mit ihren Tugenden der Tapferkeit, Treue, Einfachheit, Keuschheit usw. erscheinen den Nachkommen als Idealbilder des eigenen Wesens, in denen man sich wiedererkennt oder zu deren Nacheiferung man die Volksgenossen aufruft. Voll Stolz wird man sich zugleich der Fortschritte bewußt, die man gegenüber den Ahnen gemacht hat: des Fruchtgartens Deutschland mit seinen blühenden Städten, in den die düsteren Wälder sich gewandelt haben, der geistigen Bildung der Gegenwart gegenüber der literarischen Unkultur der Urzeit. So entsteht auf humanistischer Grundlage ein bisher nicht gekannter Nationalstolz ethisch-kultureller Prägung.

Politisch prägt sich diese Entwicklung des deutschen Denkens darin aus, daß jetzt der Begriff der „deutschen Nation" immer klarer hervortritt. Er kommt bezeichnenderweise zuerst auf an den Universitäten, wo die Studentenschaft gewöhnlich in vier „Nationen" eingeteilt ist, deren eine die „deutsche" ist, und auf den allgemeinen, also internationalen Kirchenversammlungen. An diesen beiden Stätten läßt eben das Zusammentreffen von Angehörigen der verschiedensten Nationen auch deren Gegensätze, besonderen Wesenszüge und Bedürfnisse am ehesten empfinden. Anfänglich werden freilich mit dem Ausdruck „deutsche Nation" nicht lediglich die deutschen Studenten bzw. Konzilteilnehmer bezeichnet, man rechnet zu ihnen auch Polen, Tschechen, Ungarn und Skandinavier. Erst in der Zeit des Konzils zu Basel (1431—1449) wird er im rein völkischen Sinne gebraucht. Wenn dann in der Politik der folgenden Jahrzehnte bis zur Reformation immer wieder von den „Gravamina (d. i. Beschwerden) der deutschen Nation gegen den römischen Stuhl" die Rede ist, oder davon, daß man „teutscher Nation Notdurft" wahren wolle, so bezeichnet das Wort hier deutlich die sprachlich-kulturelle deutsche Volksgemeinschaft gegenüber dem universalen „Römischen Reich", dessen Haupt sie zu ihrem Unglück ist. Trotz allen politischen

Mißständen und Verlusten, trotz der kirchlichen Verderbnis fühlt die Nation als solche ihre ungebrochene Kraft und Tüchtigkeit. Mit Recht, wie die wirtschaftliche und geistige Blüte der deutschen Städte bezeugt. Von den „werten" Deutschen, der „werten deutschen Nation" singt so manches Volkslied.

Die Reformation schenkt der Nation einen Wortführer ihres Denkens und Fühlens, wie sie ihn seit Walther von der Vogelweide nicht wieder gefunden hatte, und einen gewaltigeren als ihn. Mit dem Anschlag seiner 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg macht Luther ein bis dahin rein persönliches Problem, die Frage nach der Rechtfertigung allein durch den Glauben, zur Sache seines Volkes, dessen eigenes Zweifeln und Ringen durch ihn das erlösende Wort findet. Mit dem Augsburger Reichstag von 1518, wo er mannhaft den von Kajetan geforderten Widerruf verweigert, tritt Luther vollends in das politische Leben. Die Nation blickt auf ihn. Mit der machtvollen Hauptschrift des Jahres 1520 „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" wird Luther nun auch zum Anwalt ihrer nationalen Beschwerden und Wünsche. Sie ist keineswegs nur ein kirchliches, sondern ebensosehr ein nationales Reformprogramm, und seine Durchführung wird nicht mehr von der Kirche, sondern vom Adel und vom neugewählten jungen Kaiser, Karl V., erwartet. Als diese Hoffnung durch das Wormser Edikt — Karls Absagebrief an die deutsche Nation, wie es ein neuerer Historiker genannt hat — zerstört ist, richtet sich die ganze Erwartung auf Luther. Er wird „der Held der Nation"; er, glaubt man, werde wie „die religiöse, so auch die politische und soziale Erneuerung Deutschlands" bringen. Auch diese Hoffnung wird enttäuscht. Die Greuel des Bauernkrieges bewirken, daß Luther sich von der großen sozialen und nationalen Reformbewegung trennt, und daß er den folgenschweren Schritt der Verbindung der evangelischen Kirche mit dem Landesfürstentum tut. Damit hört die evangelische Bewegung auf, eine nationale Sache zu sein, sie ist fortan verknüpft mit der „teutschen Libertät", d. h. den partikularistischen Interessen

der einzelnen evangelischen Landesfürsten. Aus ihrer konfessionellen Gegnerschaft zu dem katholischen Reichsoberhaupt erwächst alsbald eine schwere Gefahr für die nationale Einheit.

Fast zwei Jahrzehnte vergehen noch, bevor es zur offenen Trennung kommt. Aber in dieser Zwischenzeit vollzieht sich eine bedeutsame Wandlung: das nationale Gefühl löst sich von der Einrichtung, aus der es nun jahrhundertelang seine stärkste Kraft gezogen hatte, vom Kaisertum. Mit dem Augsburger Reichstag von 1530, wo Karl V., die von Melanchthon überreichte Bekenntnisschrift mißachtend, die Rückkehr der Protestanten zum alten Glauben befiehlt, kommt die schon lange keimende Überzeugung zum Durchbruch, „daß dieser Kaiser nicht die Nation sei [1])". Er, dessen Wahl einst „trotz ihres schmählichen Hergangs als ein Triumph der deutschen Sache empfunden worden war" [2]), erscheint jetzt dem nationalen Gefühl immer mehr als Fremder, als Spanier. „Kein Walch soll uns regieren, dazu auch kein Spaniol!" heißt es in einem evangelischen Trutzlied der Zeit, das nur eine Stimme unter vielen ist. Seit dem Schmalkaldischen Kriege aber geht endgültig der Riß durch die Nation — hie evangelische, hie katholische Stände — spätere Zeiten haben ihn überbrücken, nicht ihn beseitigen können.

VII [3]).

Überblick über die weitere Entwicklung des Nationalbewußtseins

Wie in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung, so bildet auch in der Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins der 30jährige Krieg den folgen-

1) Joachimsen S. 36.
2) Ebenda S. 35.
3) Zum Inhalt dieses Kapitels vgl. Joachimsen S. 40ff.

schwersten Einschnitt. Er zerstört zunächst endgültig den alten deutschen Staat. Mit dem Übergang fast aller Souveränitätsrechte auf die Landesfürsten sinkt das Kaisertum zu völliger Ohnmacht herab. Die deutsche Geschichte wird fortan zur Geschichte der deutschen Einzelterritorien, in erster Linie Österreichs und Brandenburg-Preußens. Damit entschwindet der Nation immer mehr die Möglichkeit großen gemeinsamen Erlebens. Mit dieser Entwicklung geht aber eine weitere Hand in Hand, die des fürstlichen Absolutismus. In den letzten drei Jahrhunderten vor dem Kriege war, wie früher gezeigt, das deutsche Bürgertum der Hauptträger der Kultur wie des Nationalbewußtseins gewesen. Jetzt erliegen auch die einst so machtvollen Städte diesem Absolutismus, aus selbstbewußten Bürgern werden landesherrliche Untertanen. Vergegenwärtigt man sich ferner, in welchem Zustande der Zerrissenheit, Verwüstung und Verarmung Deutschland aus diesen verhängnisschwersten drei Jahrzehnten seiner Geschichte hervorging, so begreift man, warum der geistig-seelische Zustand der Nation am Ausgang des Krieges ein so gänzlich veränderter ist. „Die Deutschen sind ‚Privatmenschen' und Philister geworden. Anstelle des kraftstrotzenden Volkes der Reformationszeit sehen wir eine bedientenhafte Masse, an Stelle der alten superbia Teutonicorum, von der das ganze Mittelalter zu sagen weiß, ist die deutsche Hundedemut getreten." [1]) Der Mangel an nationalem Selbstgefühl tritt kraß in Erscheinung in der allgemeinen Nachahmung ausländischen Wesens. Er spiegelt sich vor allem in der deutschen Sprache dieser Zeit, die in einer uns heute unerträglichen Weise mit französischen, italienischen, lateinischen und anderen Brocken vermengt wird.

Diese Verderbnis der Muttersprache ist es, der gegenüber zuerst das fast erstorbene Nationalgefühl sich wieder regt. Es entstehen die „sprachreinigenden Gesellschaften" wie die „Fruchtbringende Gesellschaft" (schon 1617), der Orden der Pegnitzschäfer, der Elbische Schwanenorden u. a., die sich die Pflege der „edlen deutschen Helden-

1) Joachimsen.

und Muttersprache" zur Aufgabe machen. Bestrebungen, die wir am Ende des Jahrhunderts wiederkehren sehen in des großen Gelehrten und Philosophen Leibniz Plan einer „Deutschen Akademie", deren Zweck gleichfalls sein sollte, die „uhralte, teutsche Haubtsprache in ihrer natürlichen, anständigen Reinheit und Selbständigkeit zu erhalten". Es ist kein Zufall, daß in dem deutschen Schrifttum dieser Zeit die Satire einen so breiten Raum einnimmt. Sie führt mit ehrlichem Zorn und schneidendem Spott den Kampf gegen die charakterlose Verwelschung, gegen das „à la mode-Wesen" in Kleidung, gesellschaftlichem Leben und Sprache. Es sei nur an Laurembergs „Scherzgedichte", an die „Sinngedichte" Friedrichs von Logau, vor allem aber an Moscheroschs und Grimmelshausen erinnert. In des ersteren „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichten" (um 1640) werden den entarteten Zeitgenossen die Helden der deutschen Urzeit — Armin, Arioviſt, Widukind usw. — gegenübergestellt. Dieses Zurückgreifen auf die ideal geschaute eigene Vergangenheit, das wir schon bei den Humanisten des 16. Jahrhunderts fanden, ist ein hervorstechender Zug des „Barockpatriotismus" (wie ihn Erdmannsdörffer treffend genannt hat) der Zeit zwischen 1650 und 1750. Man liebt es, von der „alten ehrlichen Teutschheit" zu reden, und wenn die alten Germanen es sich auch gefallen lassen müssen — wie in Lohensteins dickleibigem Roman vom „Großmütigen Feldherrn Arminius" (1689) — in „die Geleektheit des galanten Zeitalters übersetzt" zu werden, so ist die patriotische Absicht des Dichters darum nicht weniger aufrichtig.

Nur mit Vorsicht darf man die überreiche Flugschriftenliteratur der Zeit zur Bewertung des nationalen Bewußtseins heranziehen. Ihre Verfasser sind meist Staatsmänner oder Gelehrte, sie spiegeln nicht die öffentliche Meinung, sondern wollen sie in diesem oder jenem politischen Interesse beeinflussen. Mitunter klingt in ihnen der Ton echten Vaterlandsgefühls an, wie in der berühmten, angeblich vom Großen Kurfürsten verfaßten Flugschrift von 1658. „Ehrlicher Teutscher", heißt es da, „dein edles Vaterland war leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwand

der Religion und Freiheit gar zu jämmerlich zugerichtet. Wem noch einig teutsch Blut um sein Herze warm ist, muß darüber weinen und seufzen. — Was sind Rhein, Weser, Elbe und Oderstrom nunmehr anderes als fremder Nationen Gefangene." Und sie schließt mit dem berühmten Mahnwort: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!"

Von außen her hat nichts so sehr zur Wiederbelebung des nationalen Gefühles beigetragen als die Politik Ludwigs XIV. Frankreich erweist sich unter ihm (wie heute) Deutschland gegenüber als ein „Teil jener Kraft, die stets das Böse will, das Gute schafft". Vor allem der freche Raub Straßburgs 1681 erfüllte jedes deutschgebliebene Herz mit Scham und Zorn, in Flugschriften wie Volksliedern hat er lauten Widerhall gefunden.

Gleichwohl dauert es noch über ein halbes Jahrhundert, bis — über eine solche mehr gefühlsmäßige nationale Stimmung hinaus — wieder von wirklichem Nationalbewußtsein in Deutschland gesprochen werden kann. Noch aus den 1730er und 40er Jahren erzählt Wieland, in seiner Kindheit sei ihm zwar viel von allerlei Pflichten vorgesagt worden: „von der Pflicht jedoch, ein deutscher Patriot zu sein, war damals so wenig die Rede, daß ich mich nicht entsinnen kann, das Wort Deutsch ... jemals ehrenhalber nennen gehört zu haben." Die Wiederbelebung des politischen Sinnes in Deutschland ist z. T. das Verdienst der aus der großen geistigen Bewegung der „Aufklärung" hervorgegangenen „moralischen Wochenschriften", vor allem aber des schriftstellerischen Wirkens von Männern wie Schlözer, des Göttinger Hiskorikers und gefürchteten Publizisten, des Süddeutschen Friedrich Karl Moser mit seinem „Patriotischen Archiv für Deutschland" und des kernigen Westfalen Justus Möser in Osnabrück.

Aber stärker als das gedruckte Wort und jede philosophische Erörterung, wie etwa in Johann Georg Zimmermanns vielgelesenem Buche „Vom Nationalstolz" (1758), wirkt die einzige Persönlichkeit Friedrichs des Großen. Zum ersten Male seit Luther greift wieder ein

Mann, eine geniale Kraftnatur in die deutschen Geschicke ein und lenkt die Blicke der ganzen Nation auf sich. Nur für sein Preußen kämpfend, weckt er mit seinen Siegen, zumal der Schlacht bei Roßbach, doch die Begeisterung des gesamten Deutschlands. „Wir waren fritzisch", erzählt der alte Goethe in „Dichtung und Wahrheit" aus seinen Frankfurter Kindheitstagen, „denn was ging uns Preußen an?" Die Einwirkung Friedrichs des Großen auf den Nationalgeist spiegelt sich deutlich in der Dichtung seines Zeitalters, der er selbst doch so verständnislos gegenüber stand. Da singt nicht nur der Preuße Gleim seine berühmten „Kriegslieder von einem Grenadier", da schreibt unter dem Eindrucke der Schlacht bei Kunersdorf der jugendliche Thomas Abbt aus Ulm sein Buch „Vom Tode fürs Vaterland", den der Sachse Lessing zur gleichen Zeit in dem Trauerspiel „Philotas" verherrlicht, um dann in seiner „Minna von Barnhelm" der deutschen Literatur „das erste Stück von vollkommenem norddeutschem Nationalgehalte" zu schenken.

Noch aus einer dritten Wurzel wächst dem nationalen Denken im 18. Jahrhundert neue Nahrung zu. Gegenüber einer rein verstandesmäßigen Auffassung der Poesie und einer blinden Verehrung der Antike entlehnter Regeln bringt Herder die befreiende Erkenntnis von der Dichtkunst als einer „Welt- und Völkergabe" und von der „Ursprünglichkeit" als ihrer wahren Quelle. Das führt zur Wiederentdeckung der Volkspoesie und damit zu einer ganz neuen Wertung des eigenen Volkstums. In den „Blättern von deutscher Art und Kunst", die Herder 1773 zusammen mit dem jungen Goethe herausgibt, finden diese Gedanken ihren ersten Niederschlag. Goethes begeisterter Aufsatz darin über das Straßburger Münster und die gotische, d. i. deutsche, Baukunst leitet zugleich einen Umschwung in den Anschauungen von dem lange mißachteten deutschen Mittelalter ein, sein dichterischer Ausdruck ist der „Götz von Berlichingen". Das Wiederbekanntwerden der germanischen Mythologie ruft die sog. Bardenpoesie hervor, der kein geringerer als Klopstock (Oden und Hermannsschlacht) das Gewicht seines Namens leiht, und über deren „teutonischer"

Altertümelei die Echtheit des ihr zugrunde liegenden Gefühls nicht übersehen werden soll.

Der Klassizismus der Goethe-Schiller-Periode unterbricht noch einmal diese Entwicklungslinie. Der Dichter des „Götz" und des „Urfaust", der Verherrlicher Erwins von Steinbach flieht nach Italien und verfällt dem Bann der Antike. Von dem schon beschrittenen Wege der Entfaltung des deutschen Wesens aus dem Boden des eigenen Volkstums verdrängt gerade die edelsten Geister der Nation das neue Ideal der Humanität, der Menschheitsbildung, und zwar nach dem Vorbilde der Griechen. Zu freiem Menschentum, heißt es in den „Xenien" der Weimarer Großen, sollen die Deutschen sich bilden, da sie ja doch nicht hoffen dürften, zur Nation sich zu bilden. Das nationale Ziel wird ganz ins Geistige verlegt. Aber auch die „deutsche Kulturnation", die Schiller in einer unter dem Titel „Deutsche Größe" bekannt gewordenen Gedichtskizze erschaut, kann auf die Dauer nur bestehen auf dem festen Grunde eines nationalen Staats. Die Französische Revolution und der ihr folgende Zusammenbruch der alten Ordnungen in Deutschland sollten das nur zu bald dartun.

Der Zusammenbruch Preußens nach der Schlacht bei Jena, der neben der politischen und militärischen Unfähigkeit so viel Erbärmlichkeit der Gesinnung enthüllt, gibt andererseits den entscheidenden Anstoß zu einem beispiellosen Aufschwung des nationalen Sinnes. Unter dem Eindruck dieser Katastrophe, die als deutsche, nicht nur preußische empfunden wird, vollzieht sich die große Wendung vom Weltbürgertum zur Idee des nationalen Staates. An beiden hat niemand stärkeren Anteil gehabt als Fichte. In seinen berühmten „Reden an die deutsche Nation", die er im Winter 1807/08 in dem von Franzosen besetzten Berlin hält, zeigt er derselben, wie sie ihr ureigenes Wesen, das sie Fremden zuliebe preisgegeben hat, wiederzugewinnen vermag, und fordert eine Erziehung der Jugend für die nationale Gemeinschaft und zu nationalem Bewußtsein. Denn die deutsche Nation ist ihm „der Ursprung und Quell aller wirklichen Kultur, die einzige, die eine lebendige Sprache

hat, die Ernst, Gründlichkeit und Fleiß in die großen Kulturprobleme gebracht hat, die Wiedergebärerin und Wiederherstellerin der Welt". Aus ähnlichen Anschauungen heraus hat dann der Freiherr vom Stein den großartigen Plan seiner Reform des preußischen Staatswesens gefaßt und Ernst Moritz Arndt seinen „Geist der Zeit" geschrieben.

Der siebenjährige Druck der Fremdherrschaft trägt das Seine dazu bei, den nationalen Gedanken zu stärken. Zu welcher Leidenschaft er sich steigern konnte, zeigen die Dichtungen Heinrichs von Kleist. Neben und nach ihm wecken und schüren die heimliche Flamme vaterländischer Begeisterung: Arndt, Rückert, Schenkendorf, Theodor Körner. 1813 aber geht die Saat auf: Preußen erhebt sich zum Befreiungskriege.

Einen dreifachen Siegespreis nächst der Abschüttelung des Napoleonischen Joches erträumt sich der gläubige Enthusiasmus der Kämpfer: Rückgewinnung verlorenen deutschen Landes, Gründung des nationalen Einheitsstaats und Mitwirkung des Volkes an der Bestimmung seines eigenen Schicksals. Er bleibt ihm versagt. Frankreich behält Elsaß und Lothringen, an Stelle des erneuten Reiches entsteht der Deutsche Bund, statt mit politischer Freiheit danken Deutschlands Fürsten ihren Völkern mit den Karlsbader Beschlüssen. Die Unterdrückung der deutschen Burschenschaft, die sich mit Schwarz-Rot-Gold als den vermeintlichen Farben staufischer Kaiserherrlichkeit schmückte und „auf das Verhältnis der teutschen Jugend zur werdenden Einheit des teutschen Volkes" gegründet war, ist symbolisch für den Geist dieses Deutschen Bundes, der nach Karl Hases späterem Wort, „nur eine Polizeianstalt zur Unterdrückung alles nationalen Lebens" zu sein schien.

Aus der Bitterkeit dieser Enttäuschung sucht die nationale Sehnsucht abermals Zuflucht in der Vergangenheit. Sie verbindet sich mit der Romantik. Das deutsche Mittelalter, das einst der Straßburger Goethe gepriesen hatte, die Zeit der Kaiserherrlichkeit und der gotischen Dome, erscheint nunmehr als „das eigentliche Idealzeitalter deutscher Geschichte", in das man sich begeistert versenkt, und dessen

Schöpfungen man zu neuem Leben erweckt. Arnim-Brentanos Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn", Görres' Erneuerung der deutschen „Volksbücher", die „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm, von der Hagens Nibelungenlied und Minnesängerausgabe heben lange verlorene Schätze des deutschen Volksgeistes wieder ans Licht. Aus dieser Beschäftigung mit einer stolzen Vergangenheit, deren tiefe Schatten man übersieht, erwächst als Forderung an die Gegenwart die Sehnsucht nach Kaiser und Reich. Es ist die Zeit, da Rückert sein Lied vom alten Barbarossa singt.

Wie sehr auch der politische Zustand Deutschlands nach 1815 auf das nationale Bewußtsein drückt, Gefahr von außen ruft es sofort auf den Plan. Das zeigt sich im Jahre 1840, als Frankreich die Rheingrenze verlangt, und Beckers Rheinlied („Sie sollen ihn nicht haben!") in allen deutschen Herzen zündet. Auch Schneckenburgers „Wacht am Rhein" und Hoffmann von Fallerslebens „Deutschland, Deutschland über alles" entstehen in dieser Zeit. Es zeigt sich verstärkt in dem Kampf um das Deutschtum Schleswig-Holsteins gegen das rechtbrüchige Dänemark (1848/49).

Wie sich in ihm nationale und freiheitliche Gedanken verbinden, so auch in den Verhandlungen des ersten deutschen Parlaments in der Frankfurter Paulskirche im Revolutionsjahr 1848. Der Drang nach politischer Freiheit und die alte Sehnsucht nach nationaler Einigung ringen in ihnen gleichermaßen nach Verwirklichung. Das Parlament, das doch die geistige Blüte der Nation in sich vereinigte, ist an der Doppelaufgabe bekanntlich gescheitert, aber es hat doch, wie der alte Rudolf Haym es ausgedrückt hat, „den Gedanken eines Bundesstaats unter Preußens Führung und umgeben mit den Formen parlamentarischer Regierung" zum ersten Male klar herausgearbeitet und damit den Weg gewiesen, den die nationale Entwicklung dann tatsächlich beschritten hat. Die Stärke des völkischen Nationalbewußtseins aber wird am besten gekennzeichnet durch die leidenschaftliche Anteilnahme an der Frage des etwaigen Ausschlusses Österreichs aus dem erstrebten Deutschen Reich.

Der Widerstreit zwischen der durch den gemischtnationalen Charakter der Habsburgermonarchie gegebenen Notwendigkeit des Ausschlusses und der stark empfundenen Stammesbruderschaft der Donau- und Alpendeutschen hat damals viele deutsche Herzen erschüttert.

Mit der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. (April 1849) ist die Erfüllung des Einheitstraumes abermals hinausgeschoben. Aber er hat sich zu nahe vor seinem Ziele gesehen, als daß er es je wieder aus den Augen verlieren könnte. Als ständiger Unterstrom begleitet er die Entwicklung der nächsten beiden Jahrzehnte. Sie bringen die große Auseinandersetzung des deutschen Nationalbewußtseins mit der preußischen Staatsidee. Nachdem sich gezeigt hat, daß der Gedanke der Paulskirche — „Preußen muß in Deutschland aufgehen" — nicht zu verwirklichen ist, kommt für die Erreichung des Endzieles alles darauf an, daß „Preußen schließlich seine Interessen in denen Deutschlands und Deutschland die seinen in denen Preußens sieht". Daß es dahin kommt, ist das Verdienst Bismarcks.

Er gibt dem bis dahin einseitig auf den Machtstaat gerichteten Steuer der preußischen Politik bewußt diese Wendung. Der überwältigend schnelle Siegeslauf von 1866, die kluge Mäßigung gegenüber Österreich wie den süddeutschen Staaten, vor allem aber die feste Zurückweisung der Ansprüche Napoleons auf die bayrische Rheinpfalz und das linksrheinische Hessen gewinnen ihm auch südlich des Mains bald freudigen Anhang. Die volle Einigung kommt gleichwohl auch jetzt noch nicht zustande. Nur die Staaten nördlich der Mainlinie bilden fortan den Norddeutschen Bund.

Fast scheint es, als sollten die nächstfolgenden Jahre die Einheitsstimmung der Nation als trügerisch erweisen. Abgesehen von Baden, erhebt sich überall in Süddeutschland wieder der alte Partikularismus, und im Norddeutschen Bunde bedarf es oftmals der vollendeten Staatskunst Bismarcks, um die inneren Gegensätze auszugleichen oder zu verdecken. Da kommt der Krieg mit Frankreich und reinigt blitzschlaggleich die deutsche Atmosphäre. Man mag

sich zur Geschichte seiner Entstehung, insbesondere zu der vielumstrittenen Frage der Emser Depesche stellen, wie man will, darüber ist kein Zweifel: der Krieg entsprach einem innersten nationalen Instinkt. Seit der Napoleonischen Zeit, wenn nicht schon seit Ludwig XIV., ist Frankreich für die Deutschen der „Erbfeind" gewesen. Ihm verdankt man jahrhundertelange Zerrissenheit, ihm den Raub urdeutschen Landes, ihm ein Jahrsiebent maßloser Gewaltherrschaft, und für das nationale Empfinden haben weder Roßbach noch die Befreiungskriege diese Rechnung ganz beglichen. Nun aber hat die große Stunde geschlagen, und ganz Deutschland fühlt das, auch der partikularistische Süden. „Wir Bayern", sagt der Abgeordnete Sepp in der entscheidenden Sitzung der bayrischen Kammer, „haben an der Leipziger Schlacht nicht teilgenommen, bei der neuen Nationalschlacht wollen wir dabei sein."

So kämpfen denn wirklich in diesem Kriege zum erstenmal seit den Römerzügen mittelalterlicher Kaiser wieder Angehörige aller deutschen Stämme gegen einen gemeinsamen Feind. Und ihr Blut fließt nicht umsonst auf den Schlachtfeldern Frankreichs. Die deutsche Einheit und das deutsche Kaisertum werden auf ihnen errungen, Elsaß und Lothringen dem Mutterlande zurückgewonnen. Aller nationale Stolz auf das Erreichte und alles Glück erfüllter nationaler Sehnsucht aber finden Ausdruck in der einmütigen Verehrung der Führer der Nation: des greisen Kaisers Wilhelm und seiner „Paladine", vor allem Bismarcks.

Es ist das Verhängnis der deutschen Entwicklung im 19. Jahrhundert, daß der Träger der deutschen Einheitsbewegung fast ausschließlich das Bürgertum ist, und daß der neue Stand, der neben ihm seit etwa den 40er Jahren entsteht, das industrielle Proletariat, dem nationalen Gedanken von Anfang an fern steht. Unter dem Einfluß der Lehre von Karl Marx gerät er vielmehr völlig in den Bann westeuropäischer Ideen. Das Sozialistengesetz drängt die Sozialdemokratie vollends aus dem nationalen Staate hinaus und besiegelt so die neue Scheidung der eben erst

geeinten Nation in zwei Schichten, die einander kaum noch verstehen. Das Nationalbewußtsein selber aber entartet in den Jahrzehnten nach dem siegreichen Kriege vielfach zu nationaler Überheblichkeit und Geschwollenheit, zu dem satten Gefühl, „wie wir es doch zuletzt so herrlich weit gebracht".

Der Eintritt Deutschlands in die Weltpolitik verstärkt z. T. noch diese unerfreulichen Züge. Aber andererseits gibt er dem Nationalbewußtsein mit den neuen Zielen, die er aufstellt, eine Weite und Kraft, die es vordem nicht besessen.

Seine stärkste Probe besteht es beim Ausbruch des Weltkrieges. Das Einheitsbewußtsein der Nation in den Augusttagen des Jahres 1914 ist mächtig genug, selbst die Kluft, die das Sozialistengesetz einst schuf, zu überbrücken. Als es die Verteidigung des Vaterlandes gilt, gibt es keine Partei mehr, die außerhalb der Nation stände.

Der zermürbenden Wirkung einer fast fünfjährigen Kriegsdauer hält dieser Aufschwung nicht stand. Die Kurve des nationalen Bewußtseins senkt sich jäh zur Katastrophe von 1918. Der Riß, der durch die Nation geht, scheint tiefer und unüberbrückbarer denn je.

Für die Gegenwart sind zwei Tatsachen vor allem kennzeichnend. Einmal die bewußt antinationale Gesinnung der Volksschichten, die durch die linkssozialistischen Parteien vertreten werden. Sie ist die logische Folge des proletarischen Internationalismus, dem der Klassengenosse eines beliebigen anderen Landes näher steht als der eigene bürgerliche Volksgenosse. Sodann aber ein über Erwarten mächtiges Aufflammen des Bewußtseins der deutschen Volkseinheit überall da, wo diese Einheit bedroht ist oder gar gewaltsam zerrissen wurde. Bezeichnend hierfür ist, daß das unverhohlene Streben Frankreichs nach einem neuen Rheinbunde, ja darüber hinaus nach einem süddeutsch-österreichischen Donaubunde unter französischer Führung, trotz unleugbar günstigster politischer Gesamtlage an dem fast einmütigen Widerstande der betreffenden Länder scheitert. Selbst da, wo etwa die Abneigung gegen Preußen ernsthafte Lostrennungsbestrebungen wachgerufen hat, ist das Ziel doch

immer nur Selbständigkeit im Rahmen des Reiches. Wo aber feindliche Übermacht deutschen Boden vom Reiche losriß oder seinen Verbleib beim Mutterlande von einer Abstimmung abhängig machte, da hat sich vollends gezeigt, wie tief und unentreißbar das Bewußtsein des Deutschtums als völkisch-kultureller Wesensgemeinschaft in den betroffenen Volksteilen wurzelt. Die Abstimmungstage in Schleswig, in Ost- und Westpreußen sind dafür unvergeßliche Zeugen.

Stoffe zu Besprechungen und Aufgaben

Aus Kap. I:

1) Aus einzelnen oder mehreren Quellen sind Belege dafür zu sammeln, daß die Römer die Germanen als eine völkische Einheit ansahen.
2) Untersuchung über den Namen „Germanen". Wann und wo kommt er zuerst auf? Wer wird in den verschiedenen Quellen damit bezeichnet? Die verschiedenen Deutungen des Namens.
3) Woraus ist zu schließen, daß bei den Germanen selbst kein Gesamtname gebräuchlich war?
4) Weitere Belege zu sammeln für Rassestolz, Reinhaltung und Absonderung der eigenen Rasse bei germanischen Stämmen.
5) Bedeutung der Twistosage. Welche Völkerschaften umfaßt sie, welche nicht? Vergleich mit der griechischen Abstammungssage.
6) „Natürliches" Nationalbewußtsein und politisches Nationalbewußtsein.
7) Arioviſt.
8) Armin.
9) Entnationalisierung der Germanen durch römischen Heeresdienst, Ansiedlung im Römischen Reich und Völkermischung. (Belege nach den Quellen.)
10) Die seelische Haltung der Urzeit. (Nach Lamprecht.)

Aus Kap. II:

1) Aus Mommsen, Dahn oder anderen Geschichtswerken ist der Anteil des Germanentums an der Besetzung führender Stellen im römischen Heeres- und Staatsdienst festzustellen.
2) Das seelische Verhältnis des Germanen zum römischen Imperium und zur römischen Kultur ist aus den Quellen zu ermitteln. Verschiedenheit desselben bei den einzelnen Germanenstämmen.

3) Der Untergang der Ostgoten im Lichte der Geschichte und in Sage und Dichtung.
4) Aus den Quellen sind Belege für das Schwinden des germanischen Rasseninstinkts zusammenzustellen.
5) Theoderichs des Großen Gedanke einer „germanischen Interessengemeinschaft".
6) Welche Aufschlüsse geben die sogenannten germanischen „Volksrechte" über etwaiges Stammesbewußtsein?
7) Das Stammesbewußtsein bei Jordanis.
8) Das Stammesbewußtsein bei Paulus Diakonus.
9) Das Stammesbewußtsein bei Widukind von Korvey.

Aus Kap. III:

1) Germanentum und Romanentum im fränkischen Weltreich, ihre räumliche Verteilung, verschiedene Art der Mischung, Stärkeverhältnis.
2) Der zentralistische Charakter der Herrschaft Karls des Großen ist nachzuweisen.
3) Die Bedeutung der Kaiserkrönung Karls des Großen.
4) Augustinus Schrift „Vom Gottesstaat" und ihr Einfluß auf das mittelalterliche Denken.
5) Die Kaiserchronik.
6) Das Tegernseer Osterspiel vom Antichrist.
7) Der Ligurinus.
8) Inwiefern ist die Weltkaiseridee in der Politik Friedrich Barbarossas wirksam?
9) Die innere Schwäche der Weltkaiseridee.
10) Die Nachwirkung der Kaiseridee bis auf Karl V.

Aus Kap. IV:

1) An Hand einer Kirchengeschichte (Rettberg, Hauck) ist das Aufkommen der „Volkssprache" gegenüber dem Latein zu verfolgen.
2) Die Bezeichnungen für Land und Volk der Deutschen (nach dem gleichnamigen Buche von Vigener).
3) Die Straßburger Eide.

4) Verhältnis der Deutschen zu den Slawen im 9. und 10. Jahrhundert.
5) Verhältnis der Deutschen zu den Wälschen im 10. und 11. Jahrhundert.
6) Die Römerzüge der sächsischen und salischen Kaiser sind zusammenzustellen, die Stärke und Zusammensetzung des deutschen Aufgebots ist zu ermitteln.
7) An der Hand einer Quelle des 9. Jahrhunderts ist aufzuzeigen, von was für Beweggründen das politische Handeln in jener Zeit bestimmt wird, insbesondere ob nationale Beweggründe fehlen oder vorhanden sind.
8) Desgleichen für das 10. Jahrhundert.
9) Desgleichen für das 11. Jahrhundert.

Aus Kap. V:

1) Das Aufkommen des Standes der ritterlichen Dienstmannen seit Konrad II.
2) Das Rittertum: seine Entstehung, Lebenshaltung, Ideale.
3) Fehlen nationaler Gedanken in der höfischen Dichtung, ihr Widerspruch zur Zeitstimmung.
4) Walther von der Vogelweide.
5) Friedrich Barbarossa in der Dichtung seiner Zeit, Urteile der Zeitgenossen über ihn.
6) Deutsches und französisches Rittertum auf dem ersten Kreuzzuge. (Etwa nach der Chronik Ekkehards von Aura.)
7) Die Stellung der deutschen Fürsten zum staufischen Kaisertum; entspringt sie nationalen Beweggründen?
8) Die Spruchdichter während des Interregnums als Spiegel der Zeitstimmung.
9) Bericht und Stellungnahme zu Lamprechts „konventionell gebundenem Nationalgefühl". (Deutsche Geschichte I, 15 ff.)
10) Siegfried und Parzival als Typen deutschen Wesens.

Aus Kap. VI:

1) Entstehung und Wandlungen der Kaisersage (nach dem Buche von Kampers).

2) Welche nationalen Wirkungen hatte der Kampf Ludwigs des Bayern mit der Kurie?
3) Die Kolonisation des Slawenlandes östlich der Elbe.
4) Wie stellten sich die Hansen zur Bevölkerung der skandinavischen und slawischen Länder, in denen sie Niederlassungen hatten?
5) Die Entwicklung des Begriffs „die deutsche Nation" an den Universitäten des 14.—16. Jahrhunderts.
6) Nationale Regungen auf den großen Konzilien des 15. Jahrhunderts.
7) Die drei Lutherschen Hauptschriften von 1520 sind auf ihren nationalen Gehalt zu untersuchen.
8) Ulrich von Hutten als nationaler Vorkämpfer.
9) Kundgebungen des Nationalgefühls im Volkslied des 14. bis 16. Jahrhunderts.

Quellen- und Literaturangaben

Quellen

Zu Kap. I:

a) **Griechische.**

Strabon: Geographika. Ausgabe von Meineke, 3 Bde., Lpzg. 1866. Übersetzung von Forbiger, 2 Bde., Sttgt. 1856/62.

Diodorus Siculus: Bibliotheca historica. Ausg. von Dindorf-Vogel, Lpzg. 1888/91. Übers. v. Wahrmund, Sttgt. 1869.

Plutarch: Leben Cäsars. Ausg. v. Sintenis, Lpzg. 1873/5. Übers. bei Georg Müller, München und bei Reclam.

b) **Lateinische.**

C. Julius Caesar: Belli Gallici Libri VII (Sieben Bücher vom Gallischen Kriege). Schulausg. von Kramer-Dittenberger, 15. A. Berlin 1890; von Dinter, Lpzg. (Teubner); von Kleist, Bielefeld (Velhagen & Klasing). Übers. von Köchly u. Rüstrow, 7. A. Berlin 1889/90; auch bei Reclam.

Cornelius Tacitus: Germania. — Historiae. — Annales. Ausg. von Halm, 4. A. Lpzg. 1883; von Nipperdey-Andresen, 4 Bde., 9. A. Berlin 1892. Beste erläuterte Ausgabe der Germania von Schweizer-Sidler, 6. A. Halle 1902. Schulausg. bei Teubner und Velhagen & Klasing. Übers. bei Reclam u. im Inselverlag.

Livius. Römische Geschichte. Schulausg. bei Teubner und Velhagen & Klasing. Übers. bei Reclam.

Vellejus Paterculus:
Pomponius Mela:
C. Plinius Secundus der Jüngere:
C. Suetonius Tranquillus:
Julius Florus:

Vgl. die Auswahl auf Germanien bezüglicher Stellen in Bd. 1 u. 2 der „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit", Lpzg., Dyk und in „Voigtländers Quellenbüchern", Lpzg.

Ammianus Marcellinus: Geschichte des römischen Staates. Ausg. v. Gardthausen, 2 Bde., Lpzg. 1874/5. Übers. von Troß u. Büchle, 8 Bde., Sttgt. 1827/54. Auszüge von Coste 1884 (in Gesch. d. d. V., Bd. 3).

Zu Kap. II:

a) **Römische und griechische:**

Ammianus Marcellinus — s. oben.

Orosius: Historiarum adversus paganos libri VII. (Sieben Bücher Geschichten wider die Heiden.) Ausg. von Zangemeister, 1882.

Zosimus: Neue Geschichte d. röm. Kaiserreichs in 6 Büchern. Ausg. v. Mendelssohn, 1887.

Prokopius von Caesarea: Geschichte des Vandalenkriegs. Ausg. v. Haury, 3 Bde. 1905—6. Übers. von Coste 1885 (in Gesch. d. d. V., Bd. 6).

Geschichte des Gotenkrieges. Ausg. v. Comparetti, 1895. Übers. von Coste 1885/03 (in Gesch. d. d. V., Bd. 7).

Isidorus von Sevilla: Geschichte der Goten, Vandalen und Sweben. Ausg. von Mommsen 1894. Übers. von Coste 1910 (in Gesch. d. d. V., Bd. 10).

b) **Germanische:**

Jordanis: Gotengeschichte. Schulausgabe der Mon. Germ., Hannover, Hahn. Übers. v. Martens 1884 (in Gesch. d. d. V., Bd. 5).

Gregor von Tours: Zehn Bücher fränkischer Geschichten. Übers. v. Giesebrecht, 4. A. 1912 (in Gesch. d. d. V., Bd. 8 u. 9).

Origo Gentis Langobardorum (Der Ursprung des Langobardenvolkes). Ausg. v. Waitz (in Mon. Germ. Script. Langob. 1—6). Übers. v. Abel bei Paulus Diaconus — s. dort.

Paulus Diaconus: Geschichte der Langobarden. Ausg. v. Waitz (in Mon. Germ. Script. Langob.). Übers. v. Abel bzw. Jakobi 1878 (in Gesch. d. d. V., Bd. 15).

Widukind von Corvey: Res gestae Saxonicae (Geschichte der Sachsen). Ausg. v. Waitz 1882 (in Mon. Germ. Script. III, 408—467). Übers. v. Schottin 1891 (in Gesch. d. d. V., Bd. 33).

c) **Die wichtigsten germanischen Volksrechte:**

Lex Salica (Volksrecht der salischen Franken). Ausg. von Hessels 1880 (synoptische Ausg. v. 11 Texten) u. v. Geffcken 1898 (Schulausg.).

Lex Burgundionum (Gesetzbuch d. Königs Gundobad). Ausg. von v. Salis 1892 (in Mon. Germ. Leg. I, II) und von Binding (in Fontes rerum Bernensium 1, 90 ff.).

Edictum Eurici (Volksrecht der Westgoten). Ausg. v. Zeumer (in Mon. Germ. Leg. I).

Edictum Theoderici (Volksrecht der Ostgoten). Ausg. v. Bluhme (in Mon. Germ. Leg. V).

Edictum (Volksrecht der Langobarden). Ausg. v. Bluhme (in Mon. Germ. Leg. IV) u. Neigebauer 1856 (Schulausg.).

Zu Kap. III:

Augustinus: De civitate dei (Vom Gottesstaat). Ausg. v. Dombart, 2 Bde. Lpzg. 1877. Übers. v. Silbert 2 Bde. Wien 1826.

Einhard: Vita Karoli Magni (Leben Karl des Großen). Schulausg. v. Waitz. 4. A. Hannover 1880. Übers. von O. Abel (Gesch. d. d. V., Bd. 16). 3. A. Lpzg. 1893.

Monachus Sangallensis: De gestis Karoli Magni (Mönch von St. Gallen: Von den Taten Karls des Großen). Ausg. von Pertz in M. G. S. S. II, 726—763. Übers. von W. Wattenbach (Gesch. d. d. V., Bd. 26) 3. A. Lpzg. 1890.

Vita reginae Mahthildis antiquior (Ältere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde). Ausg. v. Koepke in M. G. S. S. X, 573 ff. Übers. von Jaffé (Gesch. d. d. V., Bd. 31). 2. A. Lpzg. 1891.

Epistola Adsonis de Antechristo (Brief Adsos über den Antichrist) bei Sackur: Sibyllinische Texte u. Forschungen. S. 104 bis 113.

Das Annolied. Ausg. v. M. Rödiger in M. G. Deutsche Chroniken Bd. 1. Abt. 2. Hannover 1896.

Die Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen. Ausg. v. E. Schröder in M. G. Dtsche Chroniken Bd. 1, Abt. 1. Hannover 1892.

Ludus de Antichristo (Tegernseer Osterspiel vom Antichrist). Ausg. von Zezschwitz, Lpzg. 1877. Überf. von demselben (u. d. Titel: Das Drama vom Ende d. röm. Kaisertums usw.). Lpzg. 1878.

Chronica regia Coloniensis (Kölner Königschronik). Schulausg. v. Waitz, Hannover 1880. Übers. von Platner (Gesch. d. d. V., Bd. 69). 2. A. Lpzg. 1896.

Annales S. Jacobi Leodienses (Jahrbücher von St. Jakob zu Lüttich). Ausg. von Pertz in M. G. S. S. XVI. Übers. von Platner (Gesch. d. d. V. 70). 2. A. Lpzg. 1896.

Chronicum Sampetrinum (Chronik von St. Peter zu Erfurt). Ausg. v. Stübel in Gesch.quellen d. Prov. Sachsen, Bd. 1. Halle 1870. Übers. von Grandaur (Gesch. d. d. V. 52). 2 A. Lpzg. 1893.

Gottfried von Viterbo: Gesta Friderici und Gesta Heinrici VI. (Taten Friedrichs I. und Heinrichs VI.), Schulausg. von Waitz, Hannover 1872.

Otto von Freising und Rahewin: Gesta Friederici I. imperatoris (Die Taten Kaiser Friedrichs I.). Schulausg. v. Waitz. 2. A. Hannover 1884. Übers. von Kohl (Gesch. d. d. V. 57). 2. A. Lpzg. 1894.

Otto von St. Blasien: Chronicon. Ausg. von Waitz in M. G. S. S. XX. Übers. von Kohl (Gesch. d. d. V. 58). 2. A. Lpzg. 1894.

Annales Marbacenses (Jahrbücher von Marbach). Ausg. v. Wilmanns in M. G. S. S. XVII. Übers. von Grandaur (Gesch. d. d. V. 74). 2. A. Lpzg. 1896.

Ligurinus sive de rebus gestis imp. Friderici I. libri 10 (Zehn Bücher über die Taten Kaiser Friedrichs I.). Ausg. v. Dümgé. Übers. von Vulpinus, Straßburg 1889.

Itinerarium peregrinorum in Stubbs, Rerum Britannicarum medii aevi scriptores I.

Zu Kap. IV:

Ermoldus Nigellus: In honorem Hludowici imperatoris libri IV (Lobgedichte auf Kaiser Ludwig den Frommen). Ausg. von Pertz in M. G. Poetae Carolini II, von Dümmler ebenda Poetae Lat. II. Übers. von Pfund (Gesch. d. d. V. 18). 2. A. Lpzg. 1889.

Hrabanus Maurus: Briefe. Ausg. v. Dümmler in M. G. Epp. V, 379—516.

Walahfried Strabo: De exordiis . . . (Über Ursprung u. Entwicklung der kirchl. Einrichtungen) 7. Kap. Ausg. v. Dümmler in Ztschr. f. d. A. XXV, 99.

Wandalbert: Miracula S. Goaris (Die Wunder d. h. Goar). Ausg. v. Holder-Egger in M. G. S. S. XV, 361—373.

Eigil: Vita S. Sturmi (Leben d. Abtes Sturmi v. Fulda). Ausg. v. Pertz in M. G. S. S. II, 365—377. Überf. v. Arndt (Gesch. d. d. V. 13). 2. A. Lpzg. 1888.

Adam v. Bremen: Gesta pontificum Hammaburgensium (Taten der Hamburger Erzbischöfe), Schulausg. v. Weiland, 2. A. Hannover 1876. Überf. von Laurent (Gesch. d. d. V. 44). 2. A. Lpzg. 1893.

Richeri Historiarum libri IV (Richers 4 Bücher Geschichten), Schulausg. v. Waitz. Hannover 1877. Überf. von v. d. Osten-Sacken (Gesch. d. d. V. 37). 2. A. Lpzg. 1891.

Nithardi Historiarum libri IV (Nithard 4 Bücher Geschichten), Schulausg. von Pertz. 2. A. Hannover 1870. Überf. von v. Jasmund (Gesch. d. d. V. 20). 3. A. Lpzg. 1889.

Thietmar von Merseburg: Chronicon, Schulausg. v. Kurze, Hannover 1889. Überf. v. Laurent (Gesch. d. d. V. 39). 2. A. Lpzg. 1892.

Vita S. Adalberti auctore Brunone (Brunos Lebensbeschreibung des h. Adalbert). Ausg. v. Pertz in M. G. S. S. IV. Überf. v. Wattenbach (Gesch. d. d. V. 34), 2 A. Lpzg. 1891.

Berthold von Reichenau: Chronicon. Ausg. v. Pertz in M. G. S. S. V. Überf. von Grandaur (Gesch. d. d. V. 47), 2. A. Lpzg. 1893.

Marianus Scottus: Chronicon. Ausg. v. Waitz in M. G. S. S. V.

Monachus Sangallensis: s. S. 53.

Liudprand von Cremona: Antapodosis, Historia Ottonis, Legatio (Buch der Vergeltung, Geschichte Ottos d. Gr., Gesandschaftsbericht). Schulausg. von Dümmler, 2. A. Hannover 1877. Überf. von v. d. Osten-Sacken (Gesch. d. d. V. 29), 2. A. Lpzg. 1890.

Wipo: Gesta Chuonradi II. imperatoris (Taten Kaiser Konrads II.). Schulausg. von Breßlau, Hannover 1878. Überf. von Pflüger (Gesch. d. d. V. 41). 2. A. Lpzg. 1892.

Annales Altahenses maiores (Die größeren Jahrbücher von Altaich). Schulausg. v. Frhr. v. Oefele, Hannover 1891. Überf. von Weiland (Gesch. d. d. V. 46). 2. A. Lpzg. 1893.

Lambert v. Hersfeld: Annales (Jahrbücher). Schulausg. v. Holder-Egger, Hannover 1894. Überf. von Hesse (Gesch. d. d. V. 43). 2. A. Lpzg. 1893.

Bruno: Liber de bello Saxonico (Buch vom Sachsenkrieg). Schulausg. v. Wattenbach, Hannover 1880. Übers. von Wattenbach (Gesch. d. d. V. 45). 2. A. Lpzg. 1893.

Zu Kap. V:

Wipo: s. S. 55.

Gesta Roberti Wiscardi (Taten Robert Guiskards) in M. G. S. S. IX, 253.

Otto v. Freising und Rahewin: s. S. 54.

Gottfried von Viterbo: s. S. 54.

Tegernseer Antichrist: s. S. 53.

Ekkehard v. Aura: Chronicon. Ausg. v. Waitz in M. G. S. S. VI. Übers. von Pflüger (Gesch. d. d. V. 51). 2. A. Lpzg. 1893.

Annalista Saxo (Der sächsische Annalist). Ausg. v. Waitz, in M. G. S. S. VI. Übers. von Pflüger (Gesch. d. d. V. 54). 2. A. Lpzg. 1893.

Vita Arnoldi arch. Mogunt. (Leben d. Erzbischofs Arnold von Mainz). Ausg. von Jaffé in Bibl. rer. Germ. Bd. III. Berlin 1866.

Gedichte auf Friedrich Barbarossa usw. b.: J. Grimm in Abhdlgen. d. Berlin. Akad. d. Wiss. 1843.

Carmina burana (Studentenlieder). Ausg. v. Schmeller in: Bibl. d. lit. Vereins zu Stuttgt. 16. 2. A. Bresl. 1883.
Ferner bei J. Grimm, Kl. Schriften, Bd. III.

Walther von der Vogelweide: Gedichte. Ausg. v. Lachmann/Müllenhoff, N. Abdr. Berlin 1891; v. Wilmanns, Halle 2. A. 1883; von Paul, Halle 1894.

Spätere Spruchdichter in: Minnesinger, hsg. von v. d. Hagen. 5 Teile. Lpzg. 1838. 1856.

Thomasin von Zirkläre: Der welsche Gast. Ausg. v. Rückert, Quedlinburg 1852.

Zu Kap. VI:

Kaisersage: vgl. F. Kampers: D. d. Kaiseridee in Prophetie und Sage 1896.

Jordanus von Osnabrück: De prerogativa Romani imperii. Ausg. v. G. Waitz (Abh. d. Gött. Ges. d. Wiss. Bd. 14). Gött. 1896.

Quellen zur Geschichte Ludwigs d. Bayern, übers. von Friedensburg, 2 Bde. (Gesch. d. d. V. 81. 82), 2. A. Lpzg. 1898.

Helmold von Bosau u. Arnold von Lübeck: Chronica Slavorum (Chronik der Slawen). Schulausg. v. Lappenberg, Hannover 1868. Übers. v. Laurent (Gesch. d. d. V. 56 u. 71). 2. A. Lpzg. 1894 bzw. 1896.

Hanserezesse von 1256—1430, bearbeitet v. Koppmann, 8 Bde. Lpzg. 1870—1897, von 1431—76 bearbeitet von v. d. Nopp, 7 Bde. Lpzg. 1876—92, von 1477—1530 bearbeitet v. Schäfer, 7 Bde. Lpzg. 1881 ff.

Die Reformation des Kaiser Sigmund. Ausg. v. Boehm. Lpzg. 1876.

Ulrich von Richental: Chronik des Konzils zu Konstanz. Ausg. v. Brandt. Lpzg. o. J. (Voigtländers Quellenbücher Bd. 48).

Luther: Die drei großen Hauptschriften. In Neudrucke deutscher Literaturwerke d. 16. u. 17. Jhdts., hsg. v. Braune, Halle, sowie (gekürzt) in Denkmäler d. ält. deutsch. Literatur, hsg. v. Böttticher u. Kinzel, Bd. III, 2. Halle 1897.

Hutten: Deutsche Schriften. Ausg. v. Szamatolski, Straßb. 1891. Gespräche, übers. von D. Strauß. Lpzg. 1860.

Volkslied: Die histor. Volkslieder der Deutschen vom 13.—16. Jhdt., gesammelt u. erläutert von R. v. Liliencron, 4 Bde. u. Nachtrag. Lpzg. 1865—1869. Ferner bei Uhland: Alte hoch- u. niederdeutsche Volkslieder (in d. Kottaschen Bibliothek d. Weltliteratur) u. in Kürschners Nationalliteratur. Bd. 13.

Literatur

Quellenkunde:

Dahlmann-Waitz: Quellenkunde d. d. Gesch. 7. A. Lpzg. 1906.

W. Wattenbach: Deutschlands Geschichtsquellen i. Mittelalter, 1. Bd., 7. A. Stuttg. 1904. 2. Bd. 6. A. Stuttg. 1894.

O. Lorenz: Dtschlds. Geschichtsquellen seit d. Mitte d. 13. Jhdts., 2 Bde., 3. A. Berlin 1886/7.

Deutsche Geschichte:

G. Freytag: Bilder a. d. d. Vergangenheit. 4 Bde.

B. Gebhardt: Handbuch d. d. Gesch. 2 Bde., 2. A. Stuttg. 1901.

K. W. Nitzsch: Gesch. d. d. Volks b. z. Augsb. Religionsfr. 2 Bde., 2. A. Lpzg. 1892.
Th. Lindner: Gesch. d. d. Volkes. 2 Bde. Stuttg. 1894.
K. Lamprecht: Deutsche Geschichte. 12 Bde. u. 3 Ergbde., 3. A. Berlin 1902 ff.
O. Kaemmel: Der Werdegang d. d. Volkes. 2 Bde. 2. A. Lpz. 1903.
D. Schäfer: Deutsche Geschichte. 2 Bde. 4. A. Jena 1914.
Vogt u. Koch: Geschichte der deutschen Literatur. 1. Bd. 2 A. Lpzg. 1904.
J. Nadler: Lit.gesch. d. d. Stämme u. Landschaften. 3 Bde. Regensbg. 1912 ff.
A. Hauck: Kirchengesch. Deutschlands. 4 Bde. Lpzg. 1887—1903.

Nationalgefühl und Nationalbewußtsein:

K. Klüpfel: D. d. Einheitsbestrebungen. Lpzg. 1853.
J. Jastrow: Gesch. d. d. Einheitstraumes. 4. A. Berlin 1891.
F. G. Schultheiß: Gesch. d. d. Nationalgefühls. 1. Bd. München 1893.
P. Joachimsen: Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Lpzg. 1916. (A. Natur u. Geisteswelt, Bd. 511.)
D. Schäfer: Deutsch. N.-B. im Lichte d. Gesch. Jena 1894. (Rede.)
O. Pfleiderer: Das d. N.-B. i. Vergangenheit u. Gegenwart. Berlin 1895. (Rede.)
G. Liebe: Das d. Nationalgefühl i. s. geschichtl. Entwicklung. Magdeburg 1895. (Rede.)

Ferner:

Zu Kap. 1: K. Zeuß: D. Deutschen u. ihre Nachbarstämme. 2. A. Gött. 1904.
K. Müllenhoff: Deutsche Altertumskunde. Bd. 2. Berlin 1906.

Zu Kap. 2: Schröder: Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. 4. A. Lpzg., Veit, 1902.
Dahn: Könige der Germanen I—VIII. 1861—97.
v. Wietersheim: Gesch. d. Völkerwanderung. 2 Bde. 2. A. 1881.

Zu Kap. 3: W. Arnold: Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme. Marburg 1875.

E. Mühlbacher: Deutsche Geschichte unter den Karolingern, Stuttg. 1896.
W. Ohr: Die Kaiserkrönung Karls d. Gr. Tübingen 1904.
W. Ohr: Der karolingische Gottesstaat in Theorie und Praxis. Diss. Lpzg. 1902.
E. Dümmler: Geschichte des ostfränk. Reichs. 2. A., 3 Bde. Lpzg. 1887/88.
Jastrow und Winter: Deutsche Gesch. i. Zeitalter d. Hohenstaufen. 2 Bde. Berlin 1893—1901.
M. Pantow: Über den Einfluß d. altrömischen Vorstellungen vom Staat auf d. Politik Kaiser Friedrich I. usw. Diss. Halle 1885.

Zu Kap. 4: M. Manitius: Deutsche Gesch. unter d. sächs. u. sal. Kaisern. Stuttg. 1889.
J. Ficker: Das d. Kaiserreich in s. universal. u. nat. Beziehungen. 2. A. Innsbruck 1862.
F. Vigener: D. Bezeichnungen für Land und Volk der Deutschen v. 10.—13. Jhdt.

Zu Kap. 5: Jastrow u. Winter: s. o.
A. Schultz: D. höfische Leben z. Z. der Minnesänger. 2 Bde. 2. A. Lpzg. 1889.
H. Drees: D. polit. Dichtg. d. d. Minnesänger seit W. v. d. V. Prog. Wernig. 1887.

Zu Kap. 6: D. Schäfer: Die Hanse (Monogr. z. Weltgesch. 19). Bielefeld 1902.
S. Riezler: D. literar. Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwigs des Bayers. Lpzg. 1874.
G. Voigt: Die Wiederbelebung d. klass. Altertums. 2 Bde. 3. A. Berlin 1893.
F. v. Bezold: Gesch. d. d. Reformation. Berlin 1890.
A. Hausrath: Luthers Leben. 2 Bde. Berlin 1903/04.

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

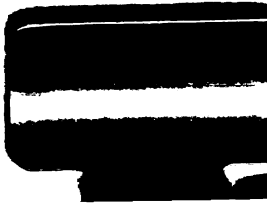
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

AUG 29 1940

YB 252
YB 2

786963 DD61
L4

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



Unserer Kinder Deutsche Geschichte

erzählt von

Margarete Vorländer

Mit Einband und Schmuckzeichnungen von
Max Thalmann-Weimar

Zweite umgearbeitete Auflage

Gebunden Gm 6.—

Der Ausklang des gediegenen Werkes ist bezeichnend für dessen seelische Haltung überhaupt:

„Und was der Feind uns auch geraubt an allen äußeren Gütern und Ehren, wie sehr er uns in Sorge und Elend gestoßen, — alles kann er uns doch nicht nehmen! Es muß uns bleiben die Liebe zu unserer Heimat, das tiefe innere Glück, das uns ein echtes deutsches Familienleben gewährt, die stille Freude an der sich trotz aller Stürme und aller Winterkälte immer wieder verjüngenden Natur und an der Kunst, die uns über den Alltag erhebt. Es bleibt uns die harte Arbeit und der Zwang zum einfachen Leben, — aber wir werden auch Befriedigung und neue Kräfte darin finden. Ihr deutschen Kinder, die ihr jetzt unter Not und Entbehrungen aufwachst, habt Mut und frohen Sinn, und schaffet und wirket ohne Unterlaß für den Wiederaufbau Deutschlands!"

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart